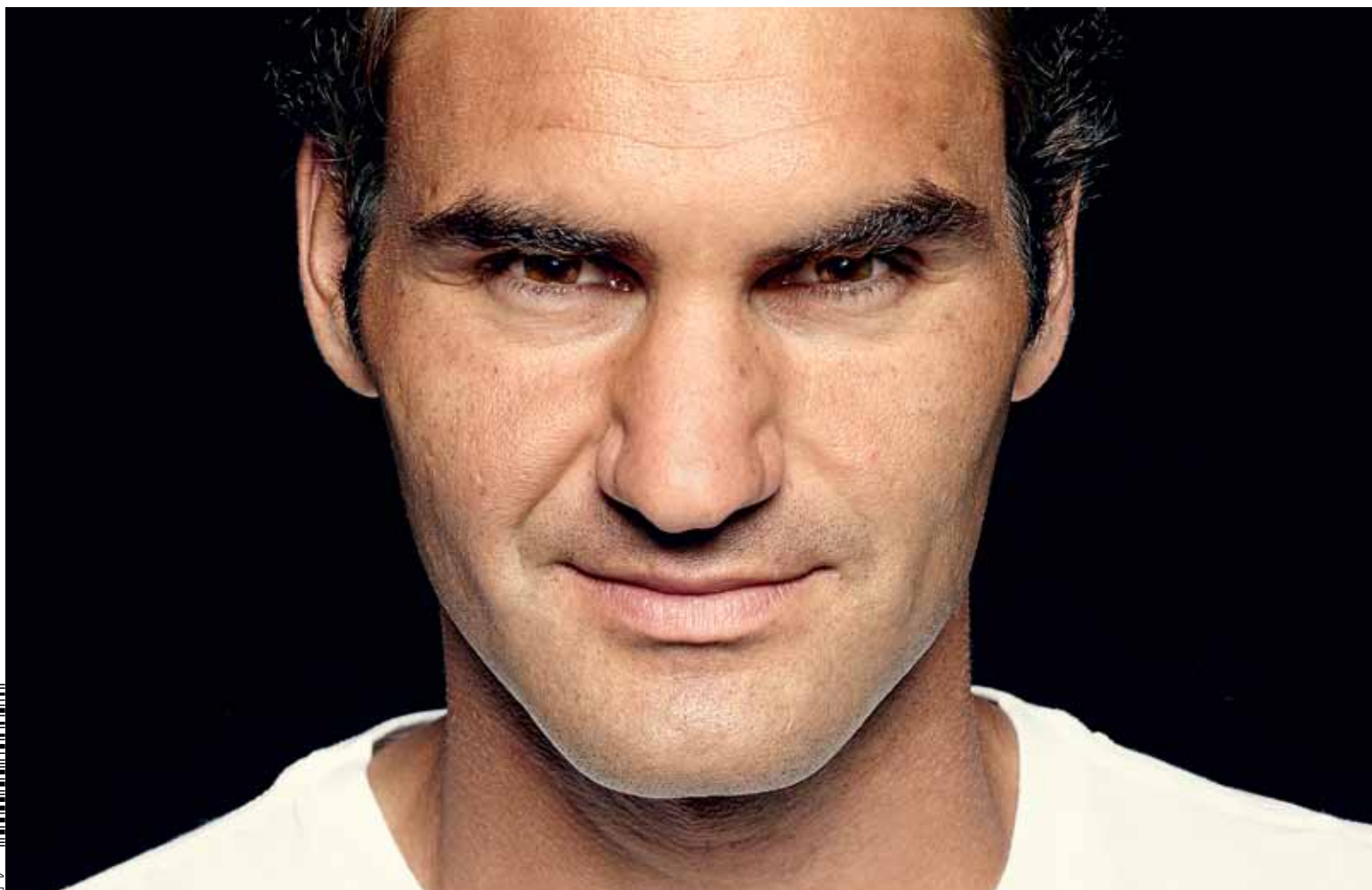


Hildegard Schwaninger über Philipp Hildebrands schöne Milliardärin

Nummer 45 – 7. November 2013 – 81. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

# DIE WELTWOCHEN



## Federers letzte Tage

Der Tennis-Künstler im Herbst. Leiser Zauber und Anzeichen von Tristesse.

*Von Ed Smith*

## Falscher Doktor

Titelschwindler operiert am Zürcher Universitätsspital.

*Von Christoph Landolt*



  
**ZENITH**  
SWISS WATCH MANUFACTURE  
SINCE 1865

**EL PRIMERO  
CHRONOMASTER 1969**

F O L L O W   Y O U R   O W N   S T A R



**Träume werden wahr** Besuchen Sie unseren Online Shop auf [www.usm.com](http://www.usm.com) und wählen Sie Ihr Wunschmöbel aus – wir beliefern Sie schweizweit innerhalb von nur zwei Wochen.

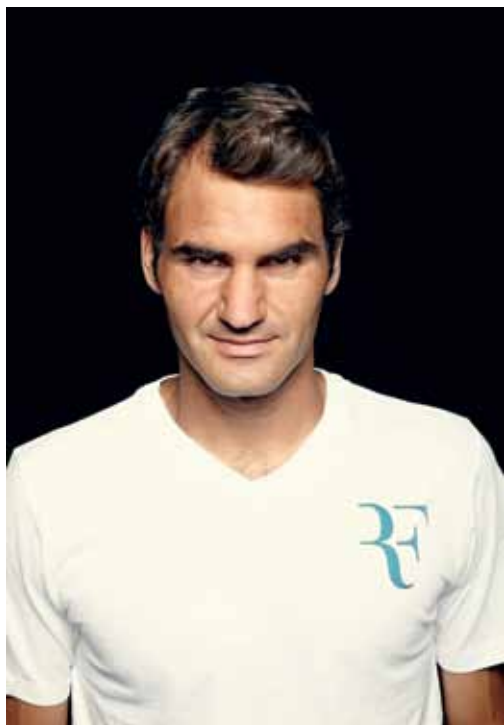
Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.

USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72  
 Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, München, New York, Paris, Stuttgart, Tokio  
[info@usm.com](mailto:info@usm.com), [www.usm.com](http://www.usm.com)

**USM**  
 Möbelbausysteme

## Intern

Der Brite Ed Smith war als Kricketspieler selber ein hervorragender Sportler. In dieser Ausgabe zieht Smith, mittlerweile ein gefragter Journalist und Autor, Parallelen zwischen seiner Karriere und derjenigen des Schweizer Roger Federer. Er wolle sich keinesfalls mit Federer vergleichen, schreibt Smith. Er ziehe den Vergleich bloss, um etwas zu veranschaulichen: Was bedeutet Fantasie im Sport? Einem wie Federer ermögliche sie, Bälle völlig natürlich unerwartet zu schlagen. Bei ihm geschehen die Dinge einfach, aber niemand wisse genau, wie oder warum. Dennoch scheint der Weltstar aus dem



*Wärmende Herbstsonne:* Weltstar Federer.

Baselbiet im Herbst seiner Karriere zu sein, und man ahnt, dass die wärmende Herbstsonne dahinschwinden wird, wie Smith schreibt. **Seite 48**

Die Universität Zürich kommt nicht zur Ruhe, die Causa Mörgeli zieht weitere Kreise. Nach der Entlassung einer ehemaligen Kollegin des Medizinhistorikers und SVP-Nationalrats, die dem *Tages-Anzeiger* Zugriff auf ihre Uni-E-Mails gewährt hatte, protestierten Dutzende von Professoren gegen Rektor Andreas Fischer. Die jüngsten Eruptionen werfen ein neues Licht auf die wichtigsten Akteure dieser Daueraffäre, wie Inlandchef Philipp Gut in seinem Panorama einer intellektuellen Intrige zeigt. Derweil kommt neues Ungemach auf die Uni zu: Das Uni-Spital und die Medizinische Fakultät beschäftigen einen leitenden Arzt und Chirurgen, der sich jahrelang gleich mit zwei falschen Dokortiteln schmückte. Der gebürtige Südafrikaner operierte nicht nur, sondern er betreute – ohne selber doktriert zu haben – Doktoranden. Der ver-

antwortliche Dekan Klaus Grätz versucht den Titelschwindel zu vertuschen, das zeigt die Enthüllung von Christoph Landolt. **Seite 22, 25**

Rund zehn Milliarden Franken knöpft der Bund den motorisierten Strassenbenutzern jährlich ab, nur drei Milliarden steckt er tatsächlich ins Strassennetz – sieben Milliarden fliessen direkt in die Bundeskasse oder indirekt in den öffentlichen Verkehr. Der Herr über die Milliarden, die wirklich dem Privatverkehr zugutekommen, ist Rudolf Dieterle. Der Direktor des Bundesamtes für Strassen (Astra) kann aber nicht mit dem Geld anderer Leute umgehen. Das können Journalisten gefahrlos behaupten, denn Experten bestätigen es: Ein aktueller Bericht der Eidgenössischen Finanzkontrolle zeichnet ein vernichtendes Bild der Kompetenz des Amtsdirektors – trotzdem griff die Politik bisher nicht ein. Obwohl die Vorwürfe der Finanzkontrolle für sich sprechen und der Direktor in Interviews nur Ausflüchte suchte, sollte Dieterle Gelegenheit zur Stellungnahme bekommen: Er war für die *Weltwoche*, weil sie schon vor einem Jahr über seine Vetterliwirtschaft berichtete, nicht zu sprechen. **Seite 28**

In Genf betreiben die Spione der NSA den grössten Horchposten in Europa. Diesen Verdacht, basierend auf Geheimdokumenten von Edward Snowden und auf konventionellen Fotoaufnahmen, hegt der britische Enthüllungsjournalist Duncan Campbell. Die *Weltwoche* hat einen Fotografen an den Tatort geschickt, ausgerüstet mit einer Wärmebildkamera. Als Campbell die Infrarotbilder des Dachbereichs des US-Konsulats betrachtete, lautete sein Kommentar: «Das ist das bisher deutlichste Indiz, dass sich auf dem Gebäude ein Spionagenest befindet – und dass Snowden die Wahrheit sagt.» **Seite 40** *Ihre Weltwoche*

## Nachfolgeplanen.

LGT. Partner für Generationen.

LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





125 Jahre Villiger Söhne AG – 80 Jahre Weltwoche

# Rauchende Köpfe

**Zwei Unternehmer – eine Haltung: Einstehen für Freiheit und Eigenverantwortung seit 205 Jahren. Heinrich Villiger und Roger Köppel beim Genussabend und bei einer heissen Diskussion.**

Heinrich Villiger, in dritter Generation und seit sechzig Jahren im Familienunternehmens aktiv tätig, kennt praktisch alle Zigarrentabake produzierenden Länder. Er gehört zu den ersten Begründern von Joint Ventures mit Kuba für den Import und Vertrieb von Havanna-Zigarren. Villiger ist deshalb seit zwei Jahrzehnten an den beiden offiziellen Havanna-Importeuren in der Schweiz und in Deutschland beteiligt. Das Unternehmen deckt mit seinem breiten Fabrikations- und Importprogramm sämtliche Produktsegmente des Zigarren- und Zigarillo-Markts ab. Sitz der Villiger Söhne Holding AG ist in Pfeffikon LU, wo Jean Villiger 1888 den Grundstein zum Unternehmen legte.

Die Weltwoche wurde 1933 auf einer Zugfahrt von Paris nach Südfrankreich von den beiden Journalisten Karl von Schumacher und Manuel Gasser gegründet. Im November 1933 erschien die erste Ausgabe mit dem heute noch höchst aktuellen Titel «Sachliche Beziehungen zu Deutschland».

Anfang November 2006 übernahm Roger Köppel als Verleger und Chefredaktor die Aktienmehrheit der von ihm zuvor neugegründeten Weltwoche Verlags AG. Die Weltwoche ist heute geprägt von politischem Recherchejournalismus, was zu höchst brisanten Enthüllungen in der Schweiz geführt hat, auch in jüngster Vergangenheit. Die Weltwoche vertritt bürgerlich-freiheitliche Grundwerte, ist staats-skeptisch und wirtschaftsfreundlich. Sie steht politisch für eine unabhängige und direktdemokratische Schweiz. Diese demokratischen Grundgedanken teilen Heinrich Villiger und Roger Köppel. Die Bevormundung der Bevölkerung ist kein Weg in eine prosperierende Zukunftsgesellschaft. Die Schweiz hat bis heute vieles richtig gemacht und wird dafür weltweit gelobt und bewundert.

Wir freuen uns, mit Ihnen an diesem Genussabend diese und viele weitere Themen zu diskutieren, und das bei blauem Dunst und mit schlauen Köpfen.

## Weltwoche Spezialangebot

### Genussabend mit Heinrich Villiger und Roger Köppel

Am Mittwoch, 13. November 2013, 18.30 Uhr

#### Programm

- Podiumsdiskussion zum Thema «Zukunft Schweiz – Freiheit und Unternehmertum»
- Eine kubanische Zigarrenrollerin zeigt die Kunst des Rollens
- Eigene Zigarre rollen
- Degustieren verschiedener erstklassiger Zigarren
- Apéro und Buffet
- Live-Band

#### Veranstaltungsort

Restaurant «Falcone», Birmensdorferstr. 150, 8003 Zürich

#### Anmeldung

E-Mail mit Namen, Telefon-Nr. und für Abonnenten mit KD-Nr./Abo-Nr. an: [events@villiger.ch](mailto:events@villiger.ch)

#### Anmeldeschluss

6. November 2013, Teilnehmerzahl ist limitiert!

#### Kosten

Fr. 90.– (Nicht-Abonnenten Fr. 120.–)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Spione

Warum es sie braucht.

Von Roger Köppel

Diese Zeitung steht in der Debatte über staatliche Schnüffelei auf der Seite des Bürgers und seiner Freiheitsrechte. Die Auflösung der Privatsphäre durch behördliche Bespitzelungen untergräbt die Freiheit und zerstört die Bedingung der Möglichkeit von Demokratie. Der amerikanische Ex-Geheimdienstmann Edward Snowden hat über Grenzen und Nutzen der Spionage durch seinen rechtswidrigen Grossverrat von amerikanischen Staatsgeheimnissen eine gute Debatte und einen heilsamen Transparenzschokk ausgelöst. Man erinnert sich: Misstrauen gegenüber dem datenhungrigen Machtstaat ist demokratische Pflicht.

Handkehrum: Jeder demokratische Staat darf sich schützen, und es ist ihm unbenommen, seinen Interessen zu folgen, die idealerweise das demokratisch ermittelte Resultat einer bürgerlichen Willensbildung sind. Natürlich sind die Interessen des Staates und die Interessen der Bürger nicht jederzeit deckungsgleich, aber kein Staat kann sich auf Dauer leisten, gegen die Interessen einer Mehrheit seiner Bürger zu verstossen, nicht einmal Diktaturen sind dazu in der Lage, auch wenn sie eine Zeitlang ihr Legitimitätsdefizit durch Gewaltandrohung und Gewaltausübung überbrücken können. Staatliches Handeln bleibt langfristig rückgebunden an die Interessen der Bürger.

Staaten haben legitime Interessen, und sie haben die Pflicht, ihre Bürger und die von ihnen sanktionierte Rechtsordnung zu schützen. Weil allerdings keine Rechtsordnung auf dem blanken Buchstaben allein beruht, bedarf es ihrer Absicherung durch legitime, also rechtlich eingeebte Verfahren der Gewalt. Es ist der unauflöslche Grundwiderspruch gerade des demokratischen Rechtsstaates, dass seine Verfassungsordnung auf Voraussetzungen beruht, die der Verfassung vorausgehen. Jede Rechtsordnung beruht auf der Beseitigung einer früheren Rechtsordnung. Am Ursprung des Rechts steht die Macht. Die Macht setzt das Recht. Macht wiederum ist mehr als Gewalt. Macht kann sich vorübergehend auf Gewalt stützen, langfristig aber gibt es keine Macht ohne Autorität, die durch Leistung und freiwillige Anerkennung entsteht.

An diesem Punkt kommen die Geheimdienste ins Spiel. Sie sind Instrumente zum Schutz der Rechtsordnung. Als solche sind sie der Verfassung einerseits unterworfen, andererseits aber gehen sie ihr voraus. Sie



«Geheimdienste sind unverzichtbar.»

tragen dazu bei, die Rechtsordnung zu sichern und zu verteidigen, der sie zugleich unterstellt sind. Kein Staat kann ein Interesse daran haben, auf Geheimdienste zu verzichten, genauso wenig wie ein Staat, der an seiner Existenz festhalten will, auf eine Armee oder auf eine Polizei verzichten kann.

Geheimdienste sind Teile des rechtsstaatlichen Immunsystems, wobei sie zwangsläufig auch in jenen Zonen operieren müssen, die sich nicht auf den Rechtsstaat zurückführen lassen, weil sie ihm vorausgehen. Diese Zwielligkeit ist unausweichlich. Geheimdienste bewegen sich in einer Grauzone zwischen Legalität und Vorlegalität. Dass es sie gibt, ist im Interesse des Rechtsstaates, zu dem sie in einem spannungsreichen Verhältnis stehen, weil sie sich im Ernstfall auch ausserhalb des Rechts bewegen, um die Rechtsordnung zu schützen.

Das ist kein Plädoyer für unkontrollierte Macht, sondern eine nüchterne Beschreibung der Realität. Das Getöse um die angeblich skandalösen Praktiken der amerikanischen Geheimdienste geht daher über weite Strecken in die Irre. Dass Geheimdienste andere Länder auskundschaften, ist seit ihrem Bestehen eine Binsenwahrheit. Dass Geheimdienste nicht nur feindliche Staaten ausleuchten, ist ebenfalls nichts Neues. Im Gegenteil. Der Feind ist in aller Regel leichter auszurechnen als der angeblich befreundete Staat, der seine wahren Absichten oft nur einfach freundlich verbirgt. Dass die Amerikaner seit den Terroranschlägen von 2001 und dem Irakkrieg gute Gründe haben, ihren europäischen Verbündeten zu misstrauen, ist bekannt. Vor zehn Jahren rollte eine aggressive antiamerikanische, ja geradezu amerikafeindliche Hasswelle

durch Deutschland, Frankreich und auch die Schweiz.

Wie schlimm ist es, wenn die amerikanische Sicherheitsagentur NSA das Handy von Bundeskanzlerin Merkel abhört? Ein amerikanischer Geheimdienstmann gab dem Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* die Auskunft, die USA müssten doch herausfinden dürfen, wo andere Staaten stehen und was ihre obersten Führer wirklich denken, um die Möglichkeiten der eigenen Diplomatie entsprechend auszuloten und auszurichten. Ist das so unvernünftig?

Die Heuchelei ist augenfällig. Die Deutschen beklagen die zudringlichen Spionagetechniken der Amerikaner. Die gleichen Deutschen hingegen fanden nichts dabei, als ihre Steuerspione Schweizer Recht brachen, um sich Bankdaten illegal anzueignen.

Geheimdienste sind ihrem Wesen nach rechtsstaatlich problematische Einrichtungen, aber sie gehören zum Waffenarsenal des Rechtsstaats, der im Ernstfall sogar das Recht aussetzen muss, um die Rechtsordnung zu schützen. Dieses Paradox spiegelt sich in den Sicherheitsdiensten, die jetzt zu Unrecht pauschal verunglimpft werden.

Solange die Motive hinter ihrem Einsatz stimmen, solange es darum geht, Unheil/Terror/Verbrechen abzuwenden, solange die nachrichtendienstliche Tätigkeit guten Zielen dient, ist nichts dagegen einzuwenden. Jede Gesellschaft allerdings muss die Debatte darüber, welchen Preis sie für ihre Sicherheit und für ihre Interessenwahrung bezahlen will, stets aufs Neue führen. Es gibt keine überzeitliche, absolute Norm.

Wie kann der Staat daran gehindert werden, die angehäuften Daten zu missbrauchen? Die Unterscheidung ist wichtig: Die Erhebung von Daten ist missbrauchs anfällig, aber sie muss nicht bereits Missbrauch sein. Der Missbrauch setzt erst dann ein, wenn Daten illegal erhoben und zu unheiligen Zwecken verwendet werden, beispielsweise gegen unliebsame Bürger, Gruppen oder Unternehmen. Gibt es wirksamen Schutz? Ja. Illegal beschaffte Daten sollten nicht verwendet werden dürfen. Das gilt für widerrechtlich besorgte Schweizer Bankunterlagen ebenso wie für die von Snowden gestohlenen Geheimdienstakten. Schweizer Politiker, die jetzt Snowdens Akten auswerten wollen, handeln verwerflich. Wie die deutschen Steuerfahnder, die gestohlene Schweizer Bankdaten verwendet haben.

Diebstahl von geheimen Staatsunterlagen ist nicht nur in den USA, sondern auch in der Schweiz strafbar. Deshalb kann es für Snowden auch kein Asyl in der Schweiz geben. Der Ex-Geheimdienstler nimmt höhere moralische Gewissensgründe für sich in Anspruch. Wenn dem wirklich so ist, sollte er seinen Standpunkt vor US-Gerichten darlegen und nicht als Flüchtling abschleichen.



*Glamourös*: Margarita Louis-Dreyfus. Seite 54



*Neue Handys*: Schneider-Ammann. Seite 40



*Renaissance der Familie*: Seite 34



«Was ist normal?»: Autor Solomon. Seite 64

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

- 11 Kommentar Angst vor der Familieninitiative
- 11 Im Auge Daniel Radcliffe, ehemals Harry Potter
- 12 Umwelt Gegner Goliath
- 12 Ernährung Hag ums Land
- 13 Personenkontrolle Endrich, Aeschlimann, Oberle, Burger, Raaflaub, Widmer-Schlumpf
- 13 Nachruf Tadeusz Mazowiecki, polnischer Politiker
- 14 Die Deutschen Weshalb Snowden so begeistert
- 14 Wirtschaft Messi beim FC Schwamendingen
- 17 Ausland Frankreich fühlt sich unwohl
- 18 Mörgeli Sonderbarer Sondergesandter
- 18 Bodenmann «Vögeli»-wohl
- 19 Medien Kunst des trägen Denkens
- 19 Gesellschaft Die Greisin
- 20 Leserbriefe/Darf man das?

## Hintergrund

### 22 Das grosse Coming-out

In die Affäre Mörgeli kommt Bewegung: Die wichtigsten Akteure und ihre Rollen

### 25 Der falsche Doppeldoktor

Titelschwindel am Zürcher Uni-Spital

### 27 Steuern Luzerner Erfolgsgeschichte

### 28 Strassenbauer auf Schleuderfahrt

Rudolf Dieterle, der skandalumwitterte Astra-Direktor

### 32 Bern Neuster Streich von SP-Politikerin Ursula Wyss

### 33 Zürich Intrigen im Steueramt

### 34 Die letzte Festung

Die Familie, so scheint es, ist nicht totzukriegen

### 36 Finanzpolitik Widmer-Schlumpfs folgenschweres Manöver

### 37 Wirtschaft Der gefährliche «Occupy»-Prophet

### 40 Maurers Super-Handy

Das neue Krypto-Telefon für den Bundesrat

### 43 Sarrazin Kampf gegen Scheinprobleme

### 44 Die radikalste Steuerrevolte

Frankreichs verzweifelter Kampf gegen Steuerflüchtlinge

### 46 «Wir leben wie römische Cäsaren»

Gespräch mit Ingenieur Manfred Haferburg, der in der DDR das grösste Kernkraftwerk verantwortete

### 48 Die letzten Tage von Roger Federer

Ex-Kricketprofi Ed Smith über den Schweizer Tennisspieler

### 52 Forschung Marc Cadisch, erfolgreicher Chef des Labor Spiez

### 53 Theater Essenz von Dürrenmatts «Die Physiker»

### 54 Hildebrands schöne Zarin

Wer ist die neue Frau an der Seite von Philipp Hildebrand?

### 56 Von allem ein bisschen probieren

Erinnerungen und Rezepte aus Mutters Küche



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Wahre Schönheit währt ewig.

  
**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN



Twenty-4® Stahl Ref. 4910/10A, Ring in Weißgold.



«Warum sollte man die Frauen nicht schützen wie die Elefanten?»: Alice Schwarzer. Seite 58

## Interview

### 58 «Macht über Frauen finden sie geil»

Ein Gespräch mit der Publizistin und Feministin Alice Schwarzer über Freierbestrafung und Menschenhandel, über Energie, Wohlstand und Freiheit

## Stil & Kultur

### 62 Stil & Kultur Jane Birkin und Serge Gainsbourg

### 64 Bestseller

### 64 Republik der Unterschiede

Wie bedeutsam ist Andrew Solomons Buch über Kinder, die ein gänzlich anderes Leben führen als ihre Eltern?

### 65 Jazz Ralph Towner, Wolfgang Muthspiel, Slava Grigoryan

### 66 Ein Bild für den Papst, Silber für die Queen

Pierre Koller, Gründer eines der grössten Auktionshäuser Europas

### 68 Top 10

### 68 Kino «House of Cards»

### 69 Fernseh-Kritik «Arena»

### 70 Namen Schürze inklusive

### 71 Hochzeit Pia Gyger und Niklaus Brantschen (Teil 1)

### 71 Thiel Ruth Genner

### 72 Wein Veltliner Flüssige Sonne 2009 und Riserva 2009

### 72 Die Besten 14. November: Marant & H & M

### 73 Auto Mercedes-Benz E250 CDI 4Matic

### 74 MvH trifft Jessica Joffe, Model und Schauspielerin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Ed Smith



Der 36-jährige Journalist und Kommentator beim Radiosender BBC war bis 2008 Cricket-Profi in Kent, Middlesex und für die englische Nationalmannschaft. Ed Smith analysiert das Genie des Schweizer Roger Federer und wirft die Frage nach dem Karriereende des grossen Tennisspielers auf. Seite 48

### Michael Miersch



Der 58-jährige Buch- und Filmautor ist Ressortleiter «Wissen» beim deutschen Magazin *Focus*. Für die *Weltwoche* sprach Michael Miersch mit dem Ingenieur Manfred Haferburg, der bis 1989 das grösste AKW in der DDR leitete und heute als Experte für Kernkraftsicherheit um die Welt reist. Seite 46

## Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT





# strellson



SHOP AT [STRELLSON.COM](http://STRELLSON.COM)

# 3 MONATE FÜR 49.40 FR. MIT OPTION AUF VERLÄNGERUNG.

Das ganze Wirtschaftsgeschehen. Schnell, informativ und übersichtlich.

Fundierte Meinungen, klare Analysen und Hintergrundinformationen zu Unternehmen und Märkten: Jetzt zum Kennenlernen **3 Monate für nur 49.40 Fr. statt 143.- Fr.** (im Einzelverkauf). Ersparnis: 66%. Bestellen Sie jetzt Ihr persönliches Abo unter 044 404 65 55 oder [fuw.ch/abo-angebot](http://fuw.ch/abo-angebot).



# Angst vor der Familieninitiative

Von Florian Schwab — Das mögliche Ja ruft giftige Reaktionen und abenteuerliche Argumente hervor. Schon lautet die Drohung: Wer für tiefere Steuern stimmt, bekommt eine Steuererhöhung.



Warum nicht gleich alles zu 100 Prozent besteuern? Zürcher Finanzdirektorin Gut, FDP.

Eine Volksinitiative der SVP verlangt, dass auch Familien, deren Kinder zu Hause aufwachsen, steuerliche Abzüge für die Kinderbetreuung geltend machen können. Seit das Forschungsinstitut gfs.bern Mitte Oktober eine Zustimmungsrate von 64 Prozent mass, mobilisieren die verängstigten Gegner alle Kräfte.

Sämtliche politischen Parteien mit Ausnahme der Initiantin werfen sich für ein Nein in die Schlacht, sogar die angebliche «Familienpartei» CVP, die im Parlament noch mehrheitlich zugestimmt hatte. In Zeitungen wird seitenfüllend gegen das populäre Anliegen angeschrieben, Professoren stellen es als paternalistische Gefahr dar, und Politiker drohen dem Stimmvolk mit Steuererhöhungen, sollte es sich erdreisten, die Initiative anzunehmen.

Mörsergranaten ins vermintete Feld schmettert die Schweiz-Ausgabe der deutschen Zeitung *Die Zeit*, in deren Stammland seit Sommer eine «Herd-Prämie» von 100 Euro pro Monat und Hausfrau ausgerichtet wird: Für das Zentralorgan aller sozial Wohlmeinenden ist es «sonnenklar», wer «ganz bei Trost» sei, könne nicht zustimmen. Die Initiative benachteilige schlechter Verdienende «wegen ihrer existenziell nötigen Arbeitstätigkeit».

Was politisch und medial so unerwünscht ist wie die Familieninitiative, das muss auch

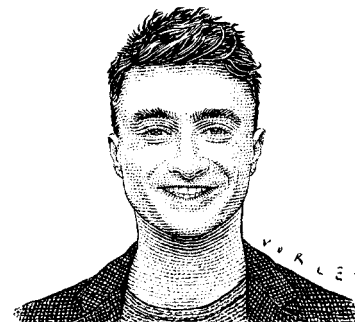
nicht lange auf Tadel aus der Wissenschaft warten. So wurde der volkswirtschaftliche Sachverständigenrat der Universität St. Gallen in Person von SNB-Bankrätin und HSG-Professorin Monika Bütler aufgeboten, um in der *NZZ am Sonntag* den Stab über das Volksbegehren zu brechen: Es gehe den Initianten wohl «weniger um die Kinder als um die Betreuung des Ehemannes», so das wissenschaftliche Fazit.

Die letzte Eskalationsstufe ist aber mit kaum verhohlenen Drohungen gewählter Amtsträger erreicht, die Steuern zu erhöhen, sollte das Volk sich nicht einsichtig zeigen, wie beispielsweise von Seiten der Zürcher Finanzdirektorin Ursula Gut (FDP) oder auch von Seiten der Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP). Die Botschaft: Wenn ihr für Steuersenkungen stimmt, erhöhen wir die Steuern erst recht.

Es erstaunt, das gerade eine liberale Finanzministerin wie Ursula Gut gegen Steuersenkungen auf die Barrikaden steigt. Hinter ihrer Kritik steckt die irrierte und längst widerlegte These, dass der Staat angeblich mehr Steuern einnimmt, je höher die Besteuerung der Bürger und Familien ausfällt. Wäre es so, müsste sich Frau Gut auch darüber beklagen, dass dem Staat Milliarden entgehen, weil die Unternehmen nicht höher besteuert werden als heute. Dieses krause Staatsverständnis geht

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Der Blauäugige



Daniel Radcliffe, ehemals Harry Potter.

Ich kann Ihnen bei jeder Szene ab dem vierten Film sagen, ob ich betrunken oder nüchtern war.» Wer hätte diesen Zauberlehrling im ständigen Kampf für das Gute für einen heimlichen Säufer gehalten? Derzeit laufen die acht «Potter»-Filme auf allen Fernsehkanälen, man kann also versuchen, seinen stets ein bisschen ins Leere gerichteten Blick mit einem Promille-Test zu deuten. Der Kinderstar wusste manchmal nicht mehr, ob er nun Harry Radcliffe oder Daniel Potter war, und sein Ich rebellierte nur einmal, als sie ihm rollengerecht grüne Linsen über seine blauen Augen legten und er schlimme Ausschläge bekam. Die «Harry Potter»-Autorin Joanne K. Rowling entschied dann, auch die blauen Augen seien okay.

Daniel Radcliffe hängt, seit er vierzehn ist, also sicher noch nüchtern, als jüngstes nichtkönigliches Gesicht in der National Portrait Gallery. Er verdiente vor der Kamera 52 Millionen Pfund, rund 75 Millionen Franken, und schien wie andere Hollywood-Wunderkindgrössen, etwa Drew Barrymore oder der «Kevin – Allein zu Haus»-Darsteller Macaulay Culkin (heute 33), auf dem Weg zum Frühalkoholiker. Er meidet Partys, da sie ohne Drinks kaum auszuhalten seien. Den Alkohol habe er im Griff, und «nur zum Essen» trinke er «ein Glas». Sein nächster Identitätstransfer, sagt er, habe ihn geläutert, nämlich «die Haut von Harry Potter abzulegen und ein richtiger Schauspieler zu werden». Er tat es buchstäblich nackt, obschon er vor Scham schier gestorben sei, im Bühnenstück «Equus» von Peter Shaffer.

Radcliffe leidet an Cluster-Kopfschmerz und einer Dyspraxie, einer leichten Bewegungsstörung. Er ist nur 1,65 Meter gross, glaubt aber «zu hundert Prozent an Magie», vielleicht erhielt er deshalb die Rolle, die er im nächsten Film spielt: als Sebastian Coe, den britischen Weltrekordläufer und Olympiasieger, später Tory-Abgeordneter und zum Lord geadelt, eine Harry-Potter-Figur des wirklichen Lebens. Radcliffe wird früh aufstehen und hart trainieren müssen, aber von vielen grossen Läufern weiss man, dass sie grosse Biertrinker waren.

Peter Hartmann

davon aus, dass alles, was der Bürger dem Staat nicht abliefern, Steuergeschenke des Staates an den Bürger sind. Idealerweise müsste der Staat nach dieser Logik alles mit 100 Prozent besteuern, dann entginge ihm in der Tat nichts.

Das alles sind, natürlich, aufgesetzte Argumente und Schreckschüsse, die vom Wesentlichen ablenken sollen: Seit 2011 werden in der Schweiz Familien steuerlich bevorzugt, die ihre Kinder in Krippen betreuen lassen. Das ist ungerecht. Es wurden steuerliche Anreize für ein bestimmtes Familienmodell geschaffen, und die steuerliche Bevorzugung dieses Modells ist antiliberal, weil sich der liberale Staat aus den Familien heraushalten sollte.

Als man den Steuerabzug für Krippen einführt, beklagen sich die angeblichen bürgerlich-liberalen Finanzdirektoren und Bundesrätinnen übrigens nicht über Steuerausfälle. Die Steuern waren kein Thema, sind es aber jetzt. Was doch den Verdacht nahelegt, dass es den Initiativgegnern heute nicht um Steuern, sondern um das von ihnen bevorzugte, steuerlich geförderte Familienmodell geht. Man möchte die Eltern an den Arbeitsplatz lenken. Das ist legitim, aber es ist nicht liberal.

Der Vorwurf ist falsch, die SVP wolle Familienpolitik betreiben, ihr angeblich antiquiertes Familienmodell steuerlich fördern. Ihre Initiative zielt vielmehr darauf ab, die heute real bestehende Bevorteilung des Doppelverdienerkrippenmodells zu beseitigen. Die Initiative der SVP ist – und darin liegt die Pointe – liberal und nicht konservativ, weil sie die staatlich-steuerliche Bevorzugung eines bestimmten Familienmodells aufzuheben beabsichtigt. Der liberale Staat hat den Familien nicht vorzuspüren, wie sie ihre Kinder erziehen und betreuen sollen.

Wird die Initiative angenommen, bleibt es den Kantonen selber überlassen, ob sie Steuerabzüge für Krippenbetreuung und Eigenbetreuung zulassen oder beide streichen. Gleichbehandlung der Familien, keine Vorteile für eine Seite, das ist der Kern. Der Staat hat sich neutral zu verhalten. Die SVP-Gegner werfen der SVP zu Unrecht Familienpolitik vor, während sie selber Familienpolitik betreiben.

Das übersieht auch HSG-Professorin Monika Bütler in ihrem hoch gelehrten Essay. Aus liberaler Sicht wäre es vernünftiger, sich dafür einzusetzen, dass möglichst viele Familien ihre Kinder zu Hause erziehen, weil dem Staat dadurch Kosten gespart würden. In der Schweiz können einkommensschwache Familien ihre Kinder kostenlos in Krippen abgeben, massive staatliche Subventionen fliessen. Krippen sind teuer. Die eigenverantwortliche Familie ist eine auch ökonomisch sinnvolle Urzelle gelebter Freiheit, der gerade die Liberalen mit Sympathie begegnen sollten.

Mehr zum Thema: Seite 34

## Umwelt

# Gegner Goliath

Von Alex Reichmuth — Ein Mann kämpft gegen Greenpeace.

Dank Wladimir Putin kann sich Greenpeace derzeit so zeigen, wie es der Umweltorganisation am besten gefällt: als kleiner David im Kampf gegen übermächtige Gegner. Seit Russland einige Greenpeace-Aktivistinnen nach einer Protestaktion in der Arktis im Gefängnis schmoren lässt, fliegen der Organisation die Sympathien nur so zu.

Dabei wird übersehen, dass die Umweltaktivisten nicht einfach die Guten sind. Seit Jahren verhindert Greenpeace mit der Fundamentalopposition gegen den gentechnisch veränderten «Golden Rice», dass Millionen von Menschen vor Erblindung und Tod gerettet werden, darunter viele Kinder. Diese Reissorte wurde an der ETH Zürich spezifisch gegen Vitamin-A-Mangel entwickelt, eines der weltweit schlimmsten Gesundheitsprobleme. Längst könnte dieser Reis in den Entwicklungsländern wachsen. Aber sogenannte Umweltschützer verhindern dies. Eben erst zerstörten Vandalen auf den Philippinen ein Versuchsfeld mit «Golden Rice» – aufgehetzt durch Greenpeace.



«Verbrechen»: Aktivist Moore.

Für Patrick Moore, Mitbegründer und inzwischen scharfer Kritiker von Greenpeace, hat die Organisation wegen ihres Widerstands gegen den «Golden Reis» «das Blut von Millionen von Kindern an den Händen». Er marschierte im Hafen von Vancouver, Kanada, mit Gleichgesinnten vor einem Greenpeace-Schiff auf und setzte dort zu lautem Protest an. Die Truppe schwenkte Banner mit der Aufschrift «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» und verteilte Broschüren an Passanten.

Mit einem jährlichen Budget von mehreren hundert Millionen Franken ist Greenpeace längst zu einem Goliath geworden. Die Organisation hat eine enorme Schlagkraft. Es ist Zeit, ihr besser auf die Finger zu schauen.

## Ernährung

# Hag ums Land

Von Markus Schär — Bauern und Grüne träumen von der Schweiz als Agrarland.

Die Theorie ist seit bald 200 Jahren in der Wissenschaft kaum angefochten (was sich nicht von vielen Theorien sagen lässt) – und sie hat die Welt verändert. Der englische Privatgelehrte David Ricardo zeigte 1817, dass der Handel zwischen zwei Ländern beiden nützt, selbst wenn eines alle Güter günstiger herstellt als das andere, weil sich jedes Land auf jene Geschäfte spezialisieren kann, bei denen es im internen Vergleich besser ist. In der Praxis führte die Theorie zum Siegeszug des Freihandels, zu Wohlfahrt für Milliarden von Menschen – und zu Widerstand in jenem Land, das dank seiner Exportwirtschaft den grössten Reichtum genießt.

### Das Bauernland schrumpft kaum

Den Schweizer Bauern genügt nicht, dass der Bund seit 1999 ihre Leistungen mit jährlich vier Milliarden Franken an Direktzahlungen abgibt. Sie wollen wieder mit Motoren, Melkmaschinen und Güllewagen auf vollen Touren produzieren können, koste es, was es wolle. Der Schweizerische Bauernverband berät deshalb in zwei Wochen eine Volksinitiative, um «die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln aus nachhaltiger inländischer Produktion» zu stärken. Eine Gruppe um SVP-Nationalrat Rudolf Joder, unterstützt von der SVP, überholt ihn jetzt: Sie will den Selbstversorgungsgrad in der Verfassung festschreiben. Und die Grünen denken gar daran, den Import von Nahrungsmitteln zu verbieten, wenn sie nicht nach hiesigen Vorschriften produziert sind.

Sie alle beklagen, dass seit 2000 in der Landwirtschaft 13 000 Betriebe und 40 000 Arbeitsplätze verschwanden. Nur: Mit knapp zwei Prozent Betriebsaufgaben pro Jahr, deutlich weniger als mit dem alten Agrarschutz vor 1999, erreichen die Bauern nicht einmal die Produktivitätssteigerung, die das Volk mit der neuen Landwirtschaftspolitik forderte. Gegenüber 1990 gibt es zwar noch die Hälfte an Betrieben, aber mit fast verdoppelter Grösse – das Bauernland schrumpft also kaum. Und der Selbstversorgungsgrad liegt gegenwärtig bei rund 60 Prozent, höher als vor dem Zweiten Weltkrieg.

Die Initianten missachten nicht nur die Fakten, sondern auch die Theorie (die sich in der Praxis segensreich bewährt hat). Aber mit Ökonomie hat die Schweizer Landwirtschaft ja schon lange nichts mehr zu tun.

## Personenkontrolle

### Endrich, Aeschlimann, Oberle, Burger Raaflaub, Widmer-Schlumpf

Dass mittlerweile bei jeder noch so unbedeutenden Bundesstelle ein Pressesprecher oder gar mehrere arbeiten, ist nicht neu. Überraschend ist aber, dass sich auch der Schweizer Nachrichtendienst mit **Felix Endrich** einen «Kommunikationschef» leistet. Wie die Medienarbeit für eine Institution aussieht, die per Definition im Geheimen bleiben will, zeigte sich in einem Beitrag der Fernsehsendung «10 vor 10» über das bundeseigene Abhörsystem Onyx. «Darüber sagen wir nichts», antwortete Endrich auf die Frage, ob Onyx in den letzten Jahren technisch aufgewertet wurde. «Da sagen wir aus Geheimhaltungsgründen



*No comment:* «Kommunikationschef» Endrich.

generell nichts», beschied er dem SRF-Journalisten auch, als dieser nach den Daten fragte, die bei Onyx zusammenlaufen. Auch zu den Kontakten zwischen Onyx und dem amerikanischen Nachrichtendienst gab Endrich nichts preis: «Dazu sage ich nichts.» Ob der Job wohl Freude macht? (*are*)

«Wechsel von der Bafu-Medienstelle in die Grüne Wirtschaft» – so war eine Mitteilung von **Adrian Aeschlimann** überschrieben, nun ehemaliger Sprecher des Bundesamts für Umwelt (Bafu). Wer sich für den Verwaltungsmann freute, dass dieser den Absprung aus der Staatstätigkeit und hinein ins freie Unternehmertum geschafft hatte, wurde eines Besseren belehrt: Aeschlimann wird sich «beim BAFU fortan dem Dossier Grüne Wirtschaft widmen». Der «Aktionsplan Grüne Wirtschaft» ist ein Steckenpferd von Amtsdirektor **Bruno Oberle**. Zu dessen Missfallen führt die im Bafu geplante «grüne Revolution» allerdings ein Schattendasein neben den Herausforderungen der Energiewende. (*fsc*)

Mit der Wahrheit nimmt es die Gewerkschaft Unia nur dann genau, wenn es ihr gerade zupass kommt. So behauptete sie vor zwei Wochen, das Zürcher Amt für Wirtschaft sei



*Neues von der Baustelle:* Unia-Chef Burger.

über Fälle von Scheinselbständigkeit auf einer Zürcher SBB-Baustelle informiert gewesen und habe geschlafen. Schnell stellte sich heraus, dass das nicht stimmte. Bei der Medienkonferenz über die Unia-Aktion auf derselben Baustelle sagte der Zürcher Unia-Chef **Roman Burger**, es gebe «keine Blockade» der Baustelle. Zwei Wochen später titelt die Unia-eigene Zeitschrift *Work* zum selben Fall: «Gegen Lohndumping hilft oft nur eine Blockade der Baustelle». (*fsc*)

In Bern ist die Sportart «Banken-Bashing» weiter *en vogue*. Zunächst verfügte Finma-Direktor **Patrick Raaflaub** überraschend einen für Innen- und Aussenstehende schwer nachvollziehbaren Eigenkapitalaufschlag für die UBS, welche in den vergangenen Jahren schneller als viele in- und ausländische Banken ihr Eigenkapital ausgebaut hatte. Die *NZZ* munkelte, man wolle die UBS wohl dafür bestrafen, dass sie als Musterschülerin der Credit Suisse davonzuziehen drohe. Wenige Tage später liess Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) in der *Schweiz am Sonntag* eine weitere Katze aus dem Sack: Die Eigenkapitalquoten der Banken seien weiter zu niedrig und sollten zwischen sechs und zehn Prozent betragen. Für die beiden Grossbanken zusammen würde dies zusätzlichen Eigenkapitalbedarf von mehr als 30 Milliarden Franken bedeuten. Diese Meldung machte noch am Sonntag die Runde in der internationalen Finanzpresse, sehr zum Missfallen der Aktionäre: Die UBS- und CS-Aktien eröffneten rund vier Prozent im Minus. Scheinbar muss man sich als Bank an eine sprunghafte politische Führung voller Überraschungen gewöhnen. (*fsc*)



*Sprunghafte Führung:* Finma-Direktor Raaflaub.

## Nachruf



*Reform um Reform:* Politiker Mazowiecki.

**Tadeusz Mazowiecki (1927–2013)** — Der Fall der Berliner Mauer im November 1989 gilt gemeinhin als Ende der sowjetischen Ära. Doch die Teilung Europas wurde Monate zuvor in Polen aufgehoben, als Tadeusz Mazowiecki das Land aus dem Würgegriff Moskaus befreite. Die Loslösung aus dem sowjetischen Imperium gelang ihm ohne Blutvergiessen. Weil er eine Abrechnung mit den Diktatoren von einst vermeiden wollte, zog er auch einen Schlusstrich unter die Vergangenheit.

Statt eine Hexenjagd auf die alten Kommunisten zu inszenieren, setzte Premierminister Mazowiecki seine Energie ein, um Polen in ein freies Land zu verwandeln. In Windeseile führte er im verkrusteten Staat Reform um Reform durch. Das Machtmonopol der Kommunisten brach er, indem er für ein Mehrparteiensystem sorgte. Gleichzeitig verschrieb er dem Land, das während Jahrzehnten nur Planwirtschaft gekannt hatte, eine bittere wirtschaftliche Medizin. Er fror die Löhne trotz galoppierender Inflation ein und kürzte die Subventionen auf Konsumgütern. Die Bürger begehrt auf – aber Mazowiecki liess sich durch die Demonstrationen nicht beirren.

Dass der ehemalige Journalist mit seinen Reformen die Basis für den heutigen Erfolg Polens legte, merkten die Polen damals nicht. Sein Charisma reichte nicht aus, um die Bürger zu überzeugen. Bei den Präsidentschaftswahlen von 1990 gaben sie deshalb einem anderen Kandidaten den Vorzug. Seine letzten Jahre verbrachte der gesundheitlich angeschlagene Mazowiecki zurückgezogen. Er starb 86-jährig in Warschau.

*Pierre Heuman*

# Au Backe!

Von Henryk M. Broder — Weshalb Edward Snowden dermassen begeistert.



ich verteidige sie. Inzwischen bin ich selber ein Deutscher, wie er im Buche steht. Ich liebe die früher von mir verachteten deutschen Sekundärtugenden – Disziplin, Fleiss, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Zuverlässigkeit –, mit denen «man auch ein KZ betreiben kann», wie Helmut Schmidt mal gesagt hat. Ich habe meine Vorurteile gegenüber Heino überwunden und freue mich, wenn ich ein Lokal sehe mit dem Hinweis «Deutsche Küche!». Aber ich verstehe die Deutschen noch immer nicht. Oswalt Kolle würde sagen: «Der Deutsche, das unbekannte Wesen.»

Nun habe ich eben in einem Text versucht zu erklären, warum die Deutschen dermassen von Edward Snowden begeistert sind, dass sie ihm Asyl gewähren möchten; warum sie es hinnehmen, von den eigenen Geheimdiensten abgeschöpft und abgehört zu werden, aber ausser Rand und Band geraten, wenn die Amerikaner ihre Telekommunikation überwachen.

Kaum hatte ich meinen Artikel fertig, stolperte ich über einen Beitrag in der *Lausitzer Rundschau*. Zitat: «Da muss erst ein 74-Jähriger kommen, um der gesamten politischen Klasse in Deutschland zu zeigen, was Mumm ist. Und Moral. Christian Ströbeles Besuch bei Edward Snowden in Moskau ehrt nicht nur den seit vielen Jahren unbeugsam für die Bürgerrechte kämpfenden Grünen-Politiker, er rettet ein wenig auch die Ehre der Bundesrepublik Deutschland. [Die] viertstärkste Wirtschaftsnation der Erde, Führungsland in Europa, lässt sich im NSA-Spähskandal von Obamas Regierung behandeln wie ein Watschenmann. Und hält auch noch die andere Backe hin.»

Abgesehen davon, dass es «Wange» und nicht «Backe» heissen muss, ist diese Analyse nicht zu toppen. Auch Staaten haben eine Ehre, die verteidigt werden muss. Gestern auf dem Schlachtfeld – «Jeder Schuss ein Russ, jeder Stoss ein Franzos» –, heute im World Wide Web mit Hilfe eines nützlichen Idioten, der vom russischen Präsidenten protegiert wird. Tucholsky wusste es schon vor über achtzig Jahren: «Nie geraten die Deutschen so ausser sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.»

# Messi beim FC Schwamendingen

Von Kurt Schiltknecht — Wer «bezahlbaren Wohnraum» in der Stadt Zürich fordert, könnte genauso gut einen «Picasso für jeden» oder «Freibier für alle» verlangen.

Der Ruf nach bezahlbarem Wohnraum wird immer lauter. Inzwischen ist er auch bei bürgerlichen Politikern salonfähig. Angesichts der Popularität dieser Forderung stellt sich die Frage, ob es nicht an der Zeit wäre, eine Partei zu gründen, die bezahlbare Preise auf ihre Fahne schreibt. Eine solche Partei könnte in kürzester Frist die grösste Partei werden. Wer möchte nicht bezahlbare Preise haben? Nehmen wir als Beispiel den Fussball. Es ist eine der vielen stossenden Ungerechtigkeiten in der heutigen Welt, dass die besten Fussballer bei Barcelona, Real Madrid, Chelsea und Bayern München spielen. Wäre es nicht viel gerechter, wenn die Staaten für bezahlbare Spitzenfussballer sorgen würden? Dann hätten auch der FC Schwamendingen oder der SC Bümpliz wieder eine Chance, Stars wie Ronaldo oder Messi aufzulaufen zu lassen.

Auch Kunstfreunde müssten an einer Partei «für bezahlbare Preise» ihre helle Freude haben. Schon bevor die Kunstpreise unter der gütigen Mithilfe der von den Notenbanken geschaffenen Geldschwemme explodierten, war der Traum eines Picasso- oder Van-Gogh-Bildes für fast alle ausgeträumt gewesen. Deshalb wäre es an der Zeit, dass die Staaten auch im Kunstmarkt für geordnete Verhältnisse und für bezahlbare Preise sorgen würden. Dann hätte auch ich eine Chance, einen van Gogh, Twombly oder Warhol in meinem Wohnzimmer aufzuhängen. Allerdings, so befürchte ich, wäre ich nicht der Einzige, der bei bezahlbaren Preisen solche Bilder zu kaufen wünschte.

Wie der Staat dann das daraus resultierende Ungleichgewicht zwischen der hohen Bildernachfrage und dem kleinen Angebot lösen würde, ist mir nicht klar. Klar ist nur, dass es sich auszahlen würde, wenn man sich dann mit den für die Zuteilung der Bilder verantwortlichen Politikern und Bürokraten gut verstünde. Vielleicht müsste man sich auch an den Grundsatz erinnern, dass kleine Geschenke die Freundschaft erhalten. Freunde an den entscheidenden Stellen zu haben, schadet nie. Auch dann nicht, wenn es um die Zuteilung von Wohnraum zu bezahlbaren Preisen geht.

Wegen des internationalen Wettbewerbs klagen auch schweizerische Unternehmen über zu hohe Löhne. Für viele wäre es eine Er-

leichterung, wenn der Staat sich nicht nur für bezahlbare Mieten, sondern auch für bezahlbare Löhne starkmachen und die schweizerischen Löhne dem ausländischen Niveau anpassen würde.

Spätestens dieses Beispiel macht klar, dass hinter der Forderung nach bezahlbaren Preisen kein ökonomisches Konzept steht. Sie entspringt ganz allein dem Wunsch, weniger als den Marktpreis zu bezahlen.

## Ergebnis von Angebot und Nachfrage

Wäre die Behauptung richtig, dass es in Zürich keine bezahlbaren Wohnungen oder zu wenig davon gibt, dann müsste der grösste Teil der Wohnungen leer stehen. Das Gegenteil ist der Fall. Es gibt in Zürich kaum eine leerstehende Wohnung. Die Mieten sind also bezahlbar. Dass nicht alle Leute eine Wohnung zu einem Mietpreis finden, den sie bezahlen möchten, ist nichts Aussergewöhnliches. Zürich ist eine schöne Stadt, und die Nachfrage nach Wohnungen ist entsprechend riesig. Das ist der wichtigste Grund für die hohen Mieten.

Es ist nicht einzusehen, weshalb die öffentliche Hand in den Wohnungsmarkt eingreifen und Wohnungen zu Preisen anbieten soll, die unter der Marktmiete liegen. Eine solche Umverteilung des Wohnraums benachteiligt in

erster Linie die mittleren Einkommensklassen, die gerne in Zürich wohnen und auch bereit sind, dafür einen im Vergleich zu den umliegenden Gemeinden relativ hohen Mietzins zu bezahlen. Sozialpolitik durch Verbilligung von Mieten zu betreiben, ist ungerecht und ineffizient. Direktzahlungen an die Armen erfüllen ihr Ziel viel besser. Von subventionierten Wohnungen profitiert eine relativ kleine Personengruppe, und es ist nicht immer klar, ob die Bedürftigen oder nicht doch eher die Parteifreunde in den Genuss staatlich subventionierter Wohnungen gelangen.

Die Wohnungsprobleme in Zürich sind das Ergebnis der von der Personenfreizügigkeit ausgelösten Zuwanderung aus dem Ausland. Ohne eine Begrenzung der Zuwanderung lässt sich das Wohnungsproblem nicht lösen. Mit der Schaffung von Wohnungen mit «bezahlbaren Mieten» wird das Wohnungsproblem vor allem für den Mittelstand, für all jene, die sich nicht für vergünstigte Wohnungen qualifizieren, bloss noch zusätzlich verschärft.





*Ist bei Ihrer Hypothek  
alles im Lot?  
UBS Hypo Check.*

**Jetzt Termin vereinbaren:**  
[www.ubs.com/hypotheken](http://www.ubs.com/hypotheken)  
oder Telefon 0800 868 402

**Finanzieren ist unser Handwerk seit 1862.**

Als Besitzerin oder Besitzer einer Liegenschaft stehen Sie immer wieder vor wichtigen Entscheidungen. Hier hilft Ihnen der UBS Hypo Check. Wir beraten Sie fundiert und kompetent rund ums Thema Finanzierung, sei es in Bezug auf eine geplante Renovation, eine anstehende Erneuerung der Hypothek oder Steuerfragen. So sparen Sie sich nicht nur viele Umtriebe, auch finanziell erarbeiten wir für Sie die optimale Lösung.

Best Bank in  
Switzerland



*Wir werden nicht ruhen*



# Ratgeber, auf die Sie sich verlassen können

**Beobachter**  
edition



Andres Büchi | Käthi Zeuglin  
**Was Schweizer wissen wollen**  
Der grosse Beobachter-Ratgeber  
280 Seiten, gebunden, 1. Auflage 2013, Fr. 45.-  
ISBN: 978-3-85569-790-8

## Kompakt, unabhängig, kompetent

Der geballte Wissensschatz aus der langjährigen Beobachter Beratungstätigkeit, konzentriert auf sieben Themenbereiche: Partnerschaft, Familie, Arbeit, Wohnen, Geld, Konsum und Staat.

Der Beobachter weiss, welche Fragen die Bevölkerung in der Schweiz bewegen, da er diese tagtäglich in seinem Beratungszentrum beantwortet. Mehr als nur ein Ratgeber werden interessante Entwicklungen der vergangenen Jahre in wichtigen Lebensbereichen aufgezeigt – da gibt es immer wieder etwas zum Schmunzeln.

*Mit zahlreichen Infografiken*



240 Seiten, ISBN 978-3-85569-769-4, Fr. 39.-

Mit diesem Knigge treten Sie in kein Fett-näpfchen mehr. Neu mit Weinwisser-ABC.



224 Seiten, ISBN 978-3-85569-452-5, Fr. 33.-

Von der Kunst, Vater zu sein und Mannsbild zu bleiben: witzig erzählt, provokativ und mitreissend.



224 Seiten, ISBN 978-3-85569-770-0, Fr. 38.-

Das Geheimnis glücklicher Beziehungen: So gelingt es Männern und Frauen, eine Beziehung voller Leidenschaft, Nähe und Vertrauen zu leben.

## So bestellen Sie die Bücher

**Telefon/Fax**  
Telefon 043 444 53 07  
Fax 043 444 50 91

**E-Mail**  
Bitte Ihre Adresse, Buchtitel und gewünschte Anzahl angeben:  
[buchshop@beobachter.ch](mailto:buchshop@beobachter.ch)

**Post**  
Karte mit Ihrer Adresse, Buchtitel und gewünschter Anzahl an:  
Beobachter-Buchshop, Postfach, 8021 Zürich

**Online**  
[www.beobachter.ch/buchshop](http://www.beobachter.ch/buchshop)



# Frankreich fühlt sich unwohl

Von Hansrudolf Kamer — Unter François Hollande bleibt Frankreich reformresistent. Die Politik ist gelähmt. Der Front national wächst und wird salonfähig. Viele Junge verlassen das Land.



Der kranke Mann am Ärmelkanal war vor Jahrzehnten klar zu orten: Britannien in der Prä-Thatcher-Ära. Neuerdings siecht er südlich der Manche vor sich hin. Das stolze und schöne Frankreich wehrt

sich gegen Reformen, die seine Wirtschaft wieder wettbewerbsfähig machen und die hohe Arbeitslosigkeit verringern könnten. Die Einsicht in ihre Notwendigkeit wäre da, doch die Politik findet keine Antwort.

Protest ist in Frankreich ein guteingespiltes Reaktionsmuster. Letzte Woche waren in der Bretagne Bauern und Lastwagenfahrer unterwegs und blockierten alles, was sich bewegen wollte. Objekt ihres Zorns war die sogenannte «écotaxe», eine zusätzliche LKW-Gebühr, mit der die Regierung Strassen und Schienen sanieren will.

Es gab und gibt Demonstrationen von Schülern und Lehrern, und die Gewerkschaften bringen ihre Aktivisten gegen alles, was Veränderungen auslösen könnte, in Stellung. So wird das Regieren schwierig, zumal die Staatsfinanzen im Argen liegen. Bisher hat Hollande nur die Steuern erhöht, bis an die Schmerzgrenze, aber die Ausgaben nicht reduziert. Der Widerstand nimmt zu, die Regierung versucht, die Gemüter mit einer «pause fiscale» (bis 2017) zu beschwichtigen. Die Unternehmen antworten mit einem Investitionsstreik. Die Arbeitslosigkeit nimmt zu.

Kein Wunder, dass Hollande der unpopulärste Präsident der Republik ist, seit die Messungen der öffentlichen Gunst durchgeführt werden. Dabei geht es nicht in erster Linie um ihn persönlich, sondern um seine Politik. Eine eklatante Mehrheit der befragten Franzosen – mehr als neunzig Prozent – ist der Meinung, es brauche einen Richtungswechsel.

In einer solchen Situation wechselt der Präsident normalerweise seinen Regierungschef aus, um einen Neuanfang zu demonstrieren. Hollande zögert, weil er weiss, dass die Linke insgesamt und seine eigene Partei zerstritten sind. Die politische Koalition, die ihn gewählt hat, kann er nur zusammenhalten, indem er Reformen ausweicht und die Konflikte aussitzt.

Nicht viel besser geht es der Opposition. Die UMP (Union pour un mouvement populaire),

die Partei des abgewählten Nicolas Sarkozy, ist in der Selbstzerfleischung noch weiter fortgeschritten. Die beiden Lager um den ehemaligen Premierminister François Fillon und den Parteivorsitzenden Jean-François Copé stehen sich unversöhnlich gegenüber – das geht so weit, dass der Bürgermeister von Nizza, Christian Estrosi, bisher ein *filloniste*, seit einiger Zeit die *rentrée* des alten Chefs betreibt. Nicolas Sarkozy sei der moralische und natürliche Führer der Konservativen, erklärt er jedem, der es hören will.

## Populismus ohne Hardliner

Aufsehen erregte, dass im Oktober die Partei Marine Le Pens, der Front national (FN), bei der Kantonalwahl in Brignoles, an der Mittelmeerküste, der UMP einen Sitz abjagte. Das will an sich nicht viel bedeuten, denn bei nationalen Wahlen mit zwei Wahlgängen im Majorz-Verfahren ist die dritte Partei immer benachteiligt. Letztes Jahr gewann der FN gerade zwei Mandate in der Nationalversammlung trotz eines Stimmenanteils von dreizehn Prozent im ersten Wahlgang.

Doch Umfragen zu den Gemeindewahlen (Majorz) und den Europawahlen (Proporz) im nächsten Jahr zeigen eine steigende Popularität der Partei. So führt der FN mit knapp 24 Prozent die Rangliste an, vor der UMP mit

22 Prozent. Vor allem bei den Europawahlen könnte der FN – wenn die Stimmung andauert – als stärkste Vertretung Frankreichs ins EU-Parlament einziehen.

Marine Le Pen hat die Partei «modernisiert». Die Hardliner wurden aussortiert, der Ton ist verbindlicher geworden, antisemitische Ausfälle wurden ausgemerzt. Sie selber wirkt attraktiver als ihr Vater. Der FN ist für viele Franzosen salonfähig geworden, ohne dass er seine Politik im Wesentlichen verändert hätte. Die Schlagworte lauten weiterhin: patriotisch, populistisch und national – «Les Français d'abord». Er bleibt marktwirtschaftlich orientiert, wendet sich aber gegen die Globalisierung und ist deutlich protektionistisch.

Angesichts der allgemeinen *morosité*, der Verdrüsslichkeit, waren die Zukunftsaussichten auch schon besser. Kein Wunder, dass junge Hochschulabsolventen immer häufiger wegziehen. Nach den Statistiken des Ausseministeriums nimmt der Exodus seit 2008 kontinuierlich zu. Erste Adresse für Sprösslinge der Management-Schulen ist die Londoner City. Die Schweiz empfängt erstaunlich viele, die ein Ingenieur-Diplom in der Tasche haben.

Abenteuerlust ist nicht das Motiv. Der *Figaro* zitiert einen Expat, der höhere Saläre, aber auch die Lebensumstände erwähnt. Zürich sei eine sehr angenehme Stadt mit Attributen einer Megalopolis. Paris dagegen sei «hostile et infernal», der öffentliche Verkehr sei überlastet, die Armut nehme sichtlich zu. Diese Auswanderer haben nichts gegen Frankreich per se. Sie könnten sich eine Rückkehr durchaus vorstellen. Doch dafür müsste im Hexagon zuerst etwas Grundlegendes geschehen.

Mehr zum Thema: Seite 44



Bis an die Schmerzgrenze: Staatspräsident Hollande.

## Sonderbarer Sondergesandter

Von Christoph Mörgeli

Der Kanton Neuenburg war zwar bis 1857 offiziell auch noch ein Fürstentum des Königreichs Preussen. Heute gibt's in Neuenburg aber keinen König und keinen Fürsten mehr. Auch dort gilt die republikanisch-demokratische Gewaltenteilung. Hätte man geglaubt. Dann kam der 23. Oktober 2013. Und damit der Auftritt von König Didier Burkhalter und Fürst Didier Berberat. Inklusiv einer kaum beachteten Mitteilung des eidgenössischen Aussendepartements.

Der Neuenburger SP-Ständerat Berberat wurde am selbigen Tag vom Neuenburger FDP-Bundesrat Burkhalter zum «Sondergesandten der Schweiz für den Sahel» ernannt. Weil der Standesherr gerade etwas Zeit hat und gerade etwas Geld braucht, darf er an die Stelle eines Berufsdiplomaten treten, der seinerseits Sonderbeauftragter der OSZE geworden ist. Berberat habe «an zahlreichen Missionen in West- und Zentralafrika teilgenommen». Fast nicht zu fassen, dass es dort trotzdem noch immer Krieg und Hunger gibt.

Aber nicht mehr lange. Jetzt soll Berberat «den Friedensprozess in Mali mit seinem Wissen aktiv unterstützen». Auch darf er «Möglichkeiten für politische Engagements der Schweiz im Friedensprozess identifizieren». Weil man am Ständeratsmandat etwas verdient, gedenkt der Sonderbotschafter aber keineswegs, seine volle Arbeitskraft in den Dienst der Sahelzone zu stellen. Vielmehr wird er zwar «den Titel des Sondergesandten der Schweiz für den Sahel tragen», sein hohes Amt aber im «Teilzeitmandat» ausüben und mit seinem «parlamentarischen Amt vereinbaren». Dies erlaubt Berberat, nicht nur zum Segen der Sahelzone, sondern auch weiterhin zum Segen des Neuenburger Volkes zu wirken.

Es gab Zeiten, da herrschte hiezulande noch die verfassungsmässige Trennung der Staatsgewalten. Das Parlament beaufsichtigte den Bundesrat. Eine Tätigkeit im Exekutivbereich war nicht vereinbar mit der Tätigkeit in der Legislative. Diese Regelung diente dem Zweck, Verhandelungen, Vetterliwirtschaft und Korruption zu verhindern. Bundesräte durften nicht die angenehmen, befreundeten Parlamentarier hätscheln, bevorzugen, einstellen und besolden. Es gab keine Sonderparlamentarier. Und unter ihnen schon gar keine Sonderbeauftragte. Alles Schnee von gestern. Denn schliesslich gibt's im Sahel keinen Schnee.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## «Vögeli»-wohl

Von Peter Bodenmann — Halfen die Amerikaner der Zürcher Staatsanwaltschaft und dem «Amerikaner» Hildebrand?



Das erstaunt: Politiker Blocher.

Die Yankees hören unsere Telefone ab. Sie speichern unsere Mails. Und ihre Trojaner sind in unseren Computern zu Hause wie Kuckuckskinder in fremden Nestern.

Dank Edgar Snowden wissen wir halbwegs, wie die Maschine funktioniert. Jede Woche liefert uns der ehemalige NSA-Mitarbeiter aus seinem Exil in Russland neue, interessante Details. So kannten die Amerikaner natürlich längst alle Bankkonten, die wir ihnen nachträglich verfassungswidrig liefern durften.

Noch hat niemand aus der Schweiz Snowden in Russland besucht. Die Angst vor den Amerikanern und vor Putin lähmte zu lange alle Wunderfitze. In Deutschland mischt derweil der aus Moskau zurückgekehrte Grüne Ströbele die politische Landschaft auf.

In der Schweiz warnt Ueli Maurer – bisher hoch erfolgreich – vor unnötiger Hysterie. Schlicht und einfach, weil keine Partei dieses Thema bis dato besetzt hat. Und weil die Schweizer Wirtschaft sich zum Nulltarif auspionieren lässt.

Sind unsere fusionierten Geheimdienste naiv, oder tun sie nur so? Was ist schlimmer? Spielt eigentlich keine Rolle. Unsere Schlapphüte hängen so oder anders an der Nadel der Amerikaner. Wer nicht dumm ist oder sich nicht dumm stellt, erhält keinen gestreckten Stoff mehr vom Imperium. Deshalb darf es keine PUK geben.

Die hysteriefreie Sorglosigkeit ist, wie der Fall Hildebrand zeigt, weit fortgeschritten. Dem milden Urteil gegen den SVP-Anwalt Lei ist zu entnehmen, dass sich die Beteiligten einerseits Decknamen verpassten. Und andererseits ganz ungeniert miteinander telefonierten und per Mail Informationen austauschten.

Das erstaunt, denn Chef-«Vögeli» war als SVP-Bundesrat für das Justizwesen zuständig. Er müsste die Methoden der Amerikaner kennen, umso mehr, als er einst unser Land als Alternative zum letztlich alternativlosen EU-Beitritt direkt in die Nafta lotsen wollte.

Derweil brodelt die Gerüchteküche: Hildebrand ist kulturell ein Amerikaner. Die Amerikaner lassen ihre wahren Freunde nie im Stich. Sie hätten natürlich auch die Gespräche der hochgeheimen «Vögeli»-Connection mitgehört und deren Mails mitgelesen. Und die Zürcher Behörden diskret und gezielt mit den entscheidenden Tipps versorgt. Die Italiener würden sagen: «Se non è vero, è ben trovato.»

Zu Zeiten Dürrenmatts war die Schweiz ein Gefängnis und wir Schweizer unsere eigenen Wärter. Heute stecken wir alle im digitalen Gefängnis der Amerikaner. Und es ist fast allen nach wie vor *vögeliwohl* dabei. Alles – wie weiland Lei sagte – zum *i d Hose seiche*.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Die Kunst des trägen Denkens

Von Kurt W. Zimmermann — Die meisten Journalisten, so zeigt sich schön in diesen Tagen, sind geistige Faulpelze.

Heute schreiben wir eine bössartige Kolumne. Die Bössartigkeit hat ein simples Schema. Wir zitieren, was unsere Journalisten vor einem Jahr über Barack Obama geschrieben haben.

Vor einem Jahr wurde Obama als US-Präsident wiedergewählt. Der einsichtige, aufgeschlossene und liberale Obama war bekanntlich ein Glücksfall für die Welt.

«Zum Glück für die Welt hat Obama gesiegt», so jubilierte damals der *Tages-Anzeiger*. Obama, so schwärmte die *Berner Zeitung*, hat die «Einsicht in die Grenzen der amerikanischen Macht». Obama, so huldigte der *Blick*, steht für ein «aufgeschlossenes Amerika». Obama, so pries die *Aargauer Zeitung*, ist ein «Urgrund liberaler Existenz».

Wir könnten nun weitere fünfzig Lobeshymnen von liberalen Schweizer Journalisten auf den liberalen Herrn Obama zitieren. Wir lassen es. Man kann Grausamkeit auch übertreiben.

Ich kann mich erinnern, wie es war vor einem Jahr. Wenn ich damals in einer Journalistenrunde sagte, ich hielte Mitt Romney für den fähigeren Kandidaten, dann schlug mir lautes Gelächter entgegen. Alle dachten, ich hätte einen besonders lustigen Witz gerissen.

In Deutschland muss es ähnlich gewesen sein, wie der Kolumnist Jan Fleischhauer beschreibt. An den Wahlpartys in Berlin, so sagt er, «war ich einer von drei Leuten, die keinen Obama-Button trugen».

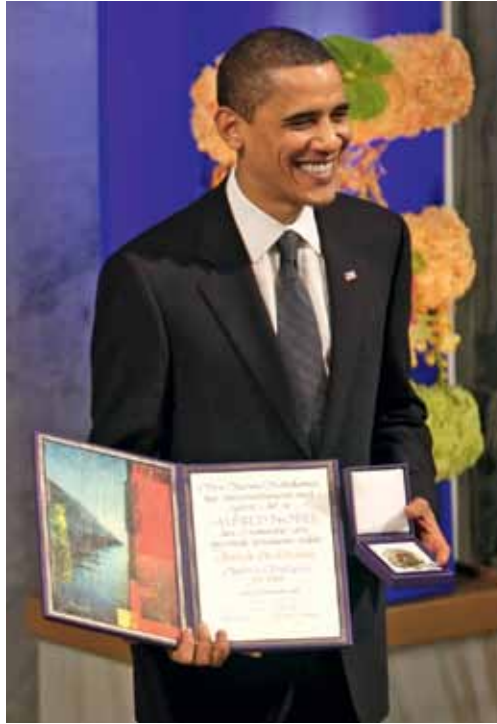
Wer hierzulande keinen Obama-Button trug, bekam gehörig eins auf die Rübe. Markus Somme etwa, Chefredaktor der *Basler Zeitung*, warnte in einem Wahlkommentar vor einem geistig entwurzelten Obama und dem «antiliberalen Amerika, das ihm vorschwebt». Prompt konterte Daniel Binswanger aus dem Hause *Tages-Anzeiger*, das sei «dermassen dümmlich, arrogant und rassistisch, dass es einem schlicht und einfach die Sprache verschlägt».

Nun, der Button ist ab. Der Oberspion aus dem Weissen Haus verantwortet, wie man nun aus den Medien weiss, den grössten Angriff gegen Liberalismus und Freiheit seit dem Zweiten Weltkrieg.

Warum sind Journalisten derart naiv?

Sie sind nicht naiv. Journalisten, das ist ihr Hauptproblem, sind denkfaul. Selten lehnen sie sich zurück, überlegen nüchtern und bilden sich eine eigene, unabhängige Meinung. So würden sich Individualisten verhalten.

Journalisten sind leider keine Individualisten. Sie sind Herdentiere. Sie fühlen sich nicht



Glücksfall: Friedensnobelpreis-Träger Obama.

geborgen in der Kälte der persönlichen Meinung. Sie fühlen sich geborgen in der Wärme der kollektiven Gewissheit.

Gerade bei Obamas National Security Agency (NSA) zeigt sich dieser Zug sehr schön. Als 2011 Osama Bin Laden aufgespürt wurde, berichteten die Medien unisono und begeistert darüber, dass dies der flächendeckenden Überwachung des Mail-, Telefon- und Internetverkehrs durch die NSA zu verdanken war. Jeder Narr wusste schon damals, dass diese Methode wohl kaum nur in Pakistan angewandt wurde.

Heute nun berichten die Medien unisono und entrüstet darüber, dass die NSA den Mail-, Telefon- und Internetverkehr weltweit ausspioniert. Wer sich als Leser nun ein nuanciertes Abwägen der zunehmenden Überwachung gegen den abnehmenden Terrorismus erhofft, wird lange warten. Wiederum triumphiert die bequeme Trägheit des Verkürzens über die harte Arbeit des Differenzierens.

Nun muss man die Journalisten auch in Schutz nehmen. Sie sind nicht die Einzigen, die zur Denkfaulheit neigen.

Schon in seinem ersten Amtsjahr bekam Barack Obama den Friedensnobelpreis. In der Begründung des Komitees stand ein Satz, wie ihn kein Journalist besser hinbekommen hätte. Obamas Führung basiere «auf der Grundlage von Werten und Haltungen, die von der Mehrheit der Weltbevölkerung geteilt werden».

# Die Greisin

Von Beatrice Schlag — Kühnheit ohne Verfallsdatum.

Das Frauenbild auf der Titelseite der *Los Angeles Times* vom vergangenen Freitag war so schön und überraschend, dass die Zeitung sofort im Einkaufskorb landete. Viel zu spannend, um die Geschichte erst daheim im Netz anzuklicken. Wer war diese verhalten lächelnde Schwarze mit dem sorgfältig frisierten weissen Haar im eleganten roten Rollkragenpulli? Sie war keine bekannte Politikerin, und für einen neu ernannten CEO schien sie trotz ihres prächtigen Aussehens zu alt. «A Polished Act», stand unter dem Bild. Welche saubere Tat hatte ihr zum Aufmacherfoto in Kaliforniens grösster Zeitung verholfen?



Die Frau, verriet die Geschichte, ist Doris Payne. Von Beruf, so erklärt sie vor Gericht seit Jahrzehnten, sei sie Juwelendiebin. Sie ist schon zigmal erwischt und verurteilt worden, aber die Strafen sind immer mild ausgefallen. Denn Doris Payne fuchtel bei ihren Raubzügen weder mit Pistole noch Pfefferspray. Sie fuchtel überhaupt nicht, sondern bittet mit erlesener Höflichkeit, man möge ihr Ringe, Colliers und juwelenbesetzte Armreifen zeigen. Und zwar so viele und mit so ruhiger Stimme, dass der Verkäufer die teuren Teile zu zählen vergisst und erst bemerkt, dass eines fehlt, wenn sich die Dame mit den vorzüglichen Manieren längst verabschiedet hat.

Beim jüngsten Coup, der sie auf das Cover der *Los Angeles Times* brachte, hatte die inzwischen 83-jährige im nahen Palm Desert, der feudalen Oase mitten in der Wüste, angeblich einen Ring im Wert von rund 20 000 Franken mitlaufen lassen. Dem Angestellten im Juwelergeschäft erzählte sie, sie habe eben von der Versicherung einen Check über 40 000 Franken für Schmuck erhalten, der ihr gestohlen worden sei, und würde sich nun gerne etwas kaufen. Dass sie nicht kaufen wollte, merkte der Angestellte erst Stunden später. «Dass jemand stiehlt, während ich zusehe, ist noch nie vorgekommen», sagte er. «Die Frau versteht etwas von ihrem Handwerk.»

Vor zwei Tagen bezeichnete sich die Greisin mit dem 60-jährigen Vorstrafenregister vor dem Richter als nicht schuldig. Sie sei, sagte Doris Payne, inzwischen so berühmt, dass man ihr auch Diebstähle anhängen, die sie nicht begangen habe.

## Leserbriefe

### «Verlotterte Wohnwagen, gebastelte Häuser, ohne Wasser, ohne WC, ohne Strom.» *Susanne Knobel Favez*



*Andere Realität:* Roma-Mädchen Maria.

### In Frankreich können sie zur Schule

Nr. 44 – «Geschäftsmodell: Kinderhandel»; Philipp Gut und Lucien Scherrer über die Roma

Da Ihre Berichte sicher gut recherchiert sind, wage ich die Roma-Räubergeschichten nicht anzuzweifeln. Aber sie zeigen nur einen der vielen Aspekte der ganzen Realität. Seit zwei Jahren begleite ich in Lausanne und in Annecy (F) eine rumänische Roma-Familie durch ihren Alltag als Arbeitslose und als Bettler. Deren Realität unterscheidet sich drastisch von der von Ihnen beschriebenen Situation. Diese Menschen leben in extremer Armut unter einer Brücke in Zelten, verlotterten Wohnwagen, gebastelten Häusern, ohne Wasser, ohne WC, ohne Strom. Einige der Kinder gehen nun in Frankreich zur Schule, was sie in der Schweiz nicht oder nur unter grossen Schwierigkeiten tun können. Es sind kluge, wissbegierige Schüler. Ihre Mütter tun das Menschenmögliche, sie einigermassen sauber zur Schule zu schicken. Norbert Mappes-Niediek hat ein interessantes Buch zu diesem Thema geschrieben: «Arme Roma, böse Zigeuner».

Die vielen Erlebnisse bei Reisen durch Rumänien lassen mich jedoch aufhorchen und lenken die Aufmerksamkeit auf ein etwas anders gelagertes Roma-Thema. Zum Beispiel die Dörfer Buzescu und Strehăia mit ihren Zigeuner-Palästen (auf Youtube sind dazu viele interessante Filme zu finden). Woher kommt das Geld (Zuhälterei, Diebstahl?), das es eini-

gen Roma erlaubt, solche Monsterhäuser zu bauen, mit Monster-Autos davor? Sie spriessen wie Pilze aus dem Boden, seit die europäischen Grenzen offen sind und die Milliardensubventionen fliessen. In der Politik sind die Roma und andere korrupte Rumänen zahlreich vertreten. Unsere Hilfsgelder gelangen höchstwahrscheinlich nicht an die richtigen Orte und erreichen die wirklich bedürftigen Menschen nicht.

Seit langem warte ich auf eine Berichterstattung über diese Tatsache. Und solange dieser Skandal nicht aufgedeckt ist, werden wir uns weiterhin über die bösen Zigeuner aufregen. *Susanne Knobel Favez, St-Sulpice*

### Bogen überspannt

Nr. 44 – «Heucheln und horchen»; Urs Paul Engeler über Angela Merkel

Herr Engeler hat hier den Bogen überspannt. Aus eigener familiärer Erfahrung kann ich beim Thema DDR-Geschichten aus dem Vollen schöpfen. Zum Abitur wurden zuerst FDJler und Mitglieder anderer Staatsorganisationen zugelassen; wenn danach noch Studienplätze frei waren, hatte man Glück. Die Klassenbestände waren festgeschrieben. Ein reiner akademischer Überlebenskampf. Wollte man an die Uni, erlebte man die gleichen Schikanen. Merkel hat das Kunststück vollbracht, nicht in die SED eintreten zu müssen. Jeder und jede war ein sogenannter Referent bzw. eine sogenannte Referentin; dieser Ausdruck ist dem

deutschen Titelwahn zuzuschreiben. Der Referent für Agitation und Propaganda des ehemaligen Röhrenwerks in Mühlhausen (Thüringen), Harald Zanker (SPD), ist heute Landrat des Unstrut-Hainich-Kreises. *René Loepfe, Effingen*

### Zuerst mit dem Dach anfangen

Nr. 44 – «Der Gripen ist startklar»; Res Schmid über den Kampfjet

Gehören Sie auch zu jenen Menschen, die ohne Plan ein Haus bauen und als Erstes mit dem Dach anfangen? Nein? Aber unser Verteidigungs-Departement geht bei der Kampfflugzeug-Beschaffung so vor. Statt dass eine fundierte Analyse mit anschliessender Ziel- und Ressourcendefinition gemacht wird, sollen zuerst die Ressourcen in Form von Gripen-Flugzeugen beschafft werden, und danach wird vielleicht eine Analyse mit entsprechender Zielsetzung erstellt. Bei Kosten von drei Milliarden Franken ist dies, finde ich, schon ziemlich erheblich.

*Pascal Merz, Sursee*

Die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge für die Schweizer Armee ist nicht nur aus militärischen, sondern gerade in Friedenszeiten auch aus technischen Gründen dringend nötig. Wer beim technologischen Fortschritt mithalten will, benötigt ausser gutausgebildeten Piloten eben auch Ingenieure, Elektroniker, Mechaniker und weitere Fachleute, die modernstes Wissen und Material verstehen und einsetzen können. Bei der Beschaffung neuer Kampfflugzeuge geht es also auch um das damit verbundene Know-how und um hochspezialisierte Arbeitskräfte und ihre Arbeitsplätze in der Schweiz.

*Hans Glarner, Zollikon*

### Beleidigung

Nr. 44 – «Toni Brunner für alle»; Kolumne von Peter Bodenmann

Ich finde es lobenswert, dass die *Weltwoche* auch «Andersdenkenden» die Möglichkeit einräumt, sich in ihrem Medium zu politischen Themen zu äussern. Jedoch nicht zum ersten Mal hatte ich beim Lesen von Peter Bodenmanns Kolumne einen schlechten Eindruck. Wie er in altbekannter Manier versucht, die offenbar 60 000 Bauernbetriebe bzw. die Bauern in unserem Land wegen der durch Bund, Kantone und Gemeinden geleisteten Direktzahlungen mit Menschen zu vergleichen, die ein bedingungsloses Grundeinkommen haben, ist eine bodenlose Frechheit und infame Beleidigung aller Bäuerinnen und Bauern in unserem Land. Da kann ich Bodenmann nur raten, einmal während einiger Monate auf einem Bauernhof arbeiten zu gehen. *Markus Meier, Rorbas*

## Eigene Schiedsrichter

Nr. 44 – «Good news»;  
Editorial von Roger Köppel

Die Nachricht, dass die Aussenpolitische Kommission des Nationalrats gegenüber dem Bundesrat wichtige Präzisierungen zum Verhandlungsmandat mit der EU beschlossen hat, ist erfreulich. Dass sie dann schliesslich die Interessen der Parteien vor diejenigen der Schweiz gestellt und zwei weitere, wichtige Anträge der SVP abgelehnt hat, ist mehr als bedauerlich und gehört in die Kategorie «Kindergarten». Wie weit sich dann der verhandelnde Bundesrat an die Vorgaben hält respektive ob er in bekannter Manier vor dem Moloch EU einknickt, werden wir sehen.

Die Schweiz akzeptiert schon heute «fremde Richter». Das ist nicht das Problem. Bei jedem Fussballspiel werden fremde (Schieds-)Richter akzeptiert. Aber dass die eine oder andere Mannschaft gleich ihre eigenen Schiedsrichter mitbringt, kommt nicht einmal im Sport vor. Und Fussball ist ein Spiel, die EU aber die nackte und knallharte Wirklichkeit. Dabei bieten sich zwei einfache Lösungen an: Zum einen könnte man den Internationalen Gerichtshof in Den Haag als neutralen Schiedsrichter einsetzen, zum anderen könnte ein Schiedsgericht geschaffen werden, das mutatis mutandis nach dem Beispiel der Schiedsgerichtsordnung der Zürcher Handelskammer organisiert wäre. Dieses Schiedsgericht könnte eine ständige Institution sein oder von Fall zu Fall ad hoc gebildet werden. *Peter V. Brunner, Stäfa*

## Rassenkonstrukte aus der Mottenkiste

Nr. 44 – «Die neue Rassenfrage»;  
Alex Reichmuth über die Pharmaforschung

Der Autor vermischt in seinem Artikel viele richtige mit nachweislich falschen Aussagen. Falsch ist zum Beispiel, dass eine höhere Malaria-Resistenz von Afrikanern rein genetische Gründe hat. Vielmehr entwickeln Afrikaner durch die regelmässige Malaria-Exposition eine sogenannte Semi-Immunität. Falsch ist auch, dass genetische

Faktoren die gesundheitlichen Unterschiede von Afroamerikanern und Weissen in den USA erklären. Vielmehr sind dafür sozio-ökonomische und kulturelle Ursachen und der unterschiedliche Zugang zum Gesundheitssystem verantwortlich. Der Einfluss von äusseren, nicht genetischen Faktoren, wie Umweltfaktoren oder auch Ernährung, auf Erkrankungsrisiken ist in den allermeisten Fällen um ein Vielfaches grösser als der Einfluss von Genvarianten.

Der Autor stellt allerdings richtig fest, dass genetische Faktoren und Unterschiede zwischen Familien, Geschlechtern und Ethnien eine zunehmende Rolle in der Abschätzung von Krankheitsrisiken, der medizinischen Diagnostik und der Behandlung spielen. Dies hat die Entwicklung der sogenannten «individualisierten Medizin» vorangetrieben. Sie hat das Ziel, Medikamente zu entwickeln, die auf den



Schlafen ist sinnlich.  
Spüren Sie den Unterschied?

**roviva** 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, [www.roviva.ch](http://www.roviva.ch)

individuellen Gesundheitszustand von Patientinnen und Patienten zugeschnitten sind. Eine der Herausforderungen ist es allerdings, diesen medizinischen Fortschritt Menschen in Entwicklungsländern – zum Beispiel in Afrika – in ähnlichem Masse zugänglich zu machen wie Menschen in der nördlichen Hemisphäre.

Rassenkonstrukte aus der Mottenkiste zu holen, schafft im medizinischen Diskurs und in der Entwicklungszusammenarbeit keinen Mehrwert. Es gilt, einen offenen, wissenschaftlich fundierten Dialog über die Potenziale und Grenzen der individualisierten Medizin zur harmonischen, verteilungsgerechten Gesundheitsentwicklung voranzutreiben.

*Prof. Marcel Tanner, Direktor Schweizerisches Tropen- und Public-Health-Institut (Swiss TPH), Prof. Nicole Probst-Hensch, Expertin für genetische Epidemiologie, Swiss TPH*

*Dr. med. Claudia Kessler, FMH, MPH, Expertin für öffentliches Gesundheitswesen*

## Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Darf man bei erhaltenen E-Mails, die man weiterleitet oder beantwortet, allfällige Schreibfehler korrigieren?

*Urban Fässler, Gonten*

Nein. Es ist zwar immer wieder erstaunlich, wie bedenkenlos schludrig die Menschen elektronisch miteinander korrespondieren. Aber oberlehrerhafte Pedanterie rettet weder die Orthografie noch die Welt. Besser, Sie sammeln die prächtigsten Patzer für eine Anthologie. Mit «Korrigenda – Schuld und Sünden im Zeitalter der Pixel-Post» könnten Sie die Bestsellerlisten stürmen. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.  
Postadresse: Redaktion Weltwoche,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Hat da jemand Intrige gesagt? Haupteingang der Uni Zürich.



1 Christoph Mörgeli.



2 Regine Aepli.



3 Kathy Riklin.

# Das grosse Coming-out

In die Affäre Mörgeli kommt Bewegung: Nach der Entlassung einer Kollegin des geschassten Medizinhistorikers durch die Universitätsleitung belasten sich mehrere seiner Widersacher durch eigene Aussagen. Die wichtigsten Akteure und ihre Rolle lassen sich jetzt präzise benennen und beschreiben. *Von Philipp Gut*

Lange war es eher ruhig, in den letzten Tagen zeigte die Fieberkurve in der Causa Mörgeli steil nach oben. Die Universität Zürich, eigentlich ein Hort der Wissenschaft und der kühlen Analyse, ist in heller Aufregung – und Professoren aus dem europäischen Ausland und sogar aus Übersee fiebern mit. Was ist geschehen?

Nachdem im vergangenen Jahr vertrauliche Berichte über die Qualifikation von Christoph Mörgeli, ehemaliger Leiter des Medizinhistorischen Museums und SVP-Nationalrat, dem *Tages-Anzeiger* zugespielt worden waren, musste die Staatsanwaltschaft ein Verfahren wegen Amtsgeheimnisverletzung eröffnen (Offizialdelikt). Die Ermittler entdeckten jetzt ein erstes Leck: Iris Ritzmann, Stellvertreterin von Institutsleiter und Mörgeli-Widersacher Flurin Condrau, hatte dem *Tagi* Zugang zu Online-Daten sowie zu ihrem Uni-E-Mail-Account verschafft. Vergangene Woche teilte die Universitätsleitung mit, dass sie Ritzmann deshalb entlasse – wegen schwerer «Loyalitätspflichtverletzung».

## Ritzmann will nur «Bauernopfer» sein

Dagegen protestierten Professoren aus dem In- und Ausland. Und in einem *Tagi*-Gastbeitrag griffen die Historiker Jakob Tanner und Philipp Sarasin sowie ihr ETH-Kollege Micha-

el Hagner die Uni-Leitung frontal an. Die Kündigung sei zurückzunehmen, da Ritzmann noch gar nicht rechtskräftig verurteilt sei und sich Rektor Fischer in schändlicher Weise politischem Druck gebeugt habe. Ritzmann sei lediglich ein Bauernopfer – was diese selber ebenfalls betonte: Sie habe nur zweitrangige Dinge verraten, gab sie zu Protokoll. Die massivsten Indiskretionen seien aus dem «Umfeld der Uni-Leitung» gekommen, so Ritzmann.

## Indiskretion aus der Uni-Spitze

Das lässt aufhorchen, in mehrerer Hinsicht. Erstens: Die Untersuchungen der Staatsanwaltschaft zeigen, dass mit Professorin Ritzmann ein Kader des Medizinhistorischen Instituts an die Presse ging, um gegen Mörgeli Stimmung zu machen. Wäre es allein um Mörgelis Leistungsausweis gegangen, hätte sich die Institutsleitung auf die laufende Mitarbeiterbeurteilung verlassen können.

Zweitens: Indem sowohl Tanner/Sarasin/Hagner als auch Ritzmann von einem «Bauernopfer» sprechen, deuten sie an, dass noch andere und gewichtigere Personen aus der Uni die Anti-Mörgeli-Kampagne prägten. Die Aussagen lassen nur einen Schluss zu: Mindestens eine zweite, hochrangige Person («Umfeld der Uni-Leitung») schwärzte Mörgeli beim *Tagi* an und brach das Amtsgeheimnis.

Drittens: Als Mörgeli entlassen wurde, erhob kein einziger Kollege die Stimme. Ganz anders jetzt: Zu Dutzenden protestieren Professoren gegen die Entlassung Ritzmanns. Offensichtlich messen sie mit ungleichen Ellen.

Viertens: Der Einspruch gegen die Anordnungen der Staatsanwaltschaft offenbart ein merkwürdiges Rechtsverständnis dieser Gelehrten. Soll sich die Uni denn um Gesetze foutieren und sich der Aufklärungsarbeit der Justiz widersetzen? Auch wenn vorläufig offen bleibt, wer alles auch noch in die Indiskretionen verwickelt war, die Mörgeli zu Fall brachten – die zentralen Akteure und ihre Rolle in der ausufernden Affäre lassen sich präzise benennen und beschreiben.

**1 Christoph Mörgeli** — Mit der Wahl von Flurin Condrau zum neuen Institutsdirektor bekam der Museumskonservator nach 26 Jahren bester Leistungsbeurteilungen plötzlich ein «ungenügend». Der neue Chef warf dem Titularprofessor Vernachlässigung der Sammlung und ungenügende Betreuung der sechzig Doktoranden vor. Condrau diagnostizierte eine «Isolation» von Institut und Museum aus «politischen Gründen». Nachdem der *Tages-Anzeiger* amtsgeheime Dokumente über Mörgeli veröffentlicht hatte, suchte der Angegriffene vergeblich eine Aussprache mit seinem Chef.



4 Andreas Fischer.

Er vermutete darum öffentlich ein Mobbing gegen ihn, worauf ihm die Universität Zürich am 21. September 2012 wegen «schwerer Loyalitätspflichtverletzung» und «ungenügenden Leistungen» kündigte.

**2 Regine Aepli** — Zwei Tage vor Mörgelis Entlassung behauptete die SP-Bildungsdirektorin, Mörgelis Probezeit ende demnächst und ihm werde bei ungenügender Leistung gekündigt. Dabei hätte für den Konservator laut schriftlicher Vereinbarung erst noch eine Bewährungsfrist von sechs Monaten angesetzt werden sollen. Ebenfalls vor laufender Kamera sagte Mörgelis oberste Chefin, sie habe dessen Kritikern immer gesagt, sie könnten ihn ja als SVP-Nationalrat abwählen. Obwohl offensichtlich befangen, trat Aepli als Präsidentin des Universitätsrates weder bei der Rektoratswahl (mit Bewerbung Mörgelis) noch bei sonstigen Personalentscheidungen in der Causa Mörgeli in den Ausstand.

**3 Kathy Riklin** — Als Mitglied des Universitätsrates ist die CVP-Nationalrätin gleichzeitig Mörgelis politische Konkurrentin und Vorgesetzte. Vor Tele Züri erzählte Riklin, Mörgelis Entlassung sei gerechtfertigt, wenn sie die zweifelhafte Arbeit ihres Kollegen in den Kommissionen betrachte. In der Wandelhalle orientierte die Universitätsrätin einen Journalisten, es werde demnächst ein für Mörgeli ungünstiger Bericht über die medizinhistorischen Doktorarbeiten erscheinen. Worauf Mörgeli Strafanzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung einreichte.

**4 Andreas Fischer** — Der Anglist und Rektor der Universität Zürich wirkt im Fall Mörgeli



5 Sebastian Brändli.



9 Sven Akeret.

seit Monaten überfordert. Doch bei den aktuellen Angriffen aus den eigenen Reihen muss man ihn weitgehend in Schutz nehmen: Die Uni ist kein rechtsfreier Raum. Ein Staatsanwalt hat bei entsprechendem Verdacht Zugriff auf den Uni-Server, und für eine Kündigung - wie jetzt bei Iris Ritzmann - braucht's keine rechtskräftige Verurteilung.

**5 Sebastian Brändli** — Der SP-Mann und Chef des Zürcher Hochschulamts ist der mächtigste Mann in der Zürcher Universitätspolitik. Da sich seine Parteifreundin Regine Aepli wenig für die Uni interessiert, ist Brändlis Einfluss auch als Sekretär des Universitätsrates gross. Der Sozialhistoriker hat mit einer medizinhistorischen Arbeit promoviert. Laut Mörgeli habe der ehemalige Kantonsratskollege vor zwei Jahren bei einer Zugfahrt nach Bern ihm gegenüber die Meinung geäussert, Mörgelis Politik habe in einer Universität keinen Platz. Brändli dementierte: «Ich kann das nicht bestätigen.»

**6 Wolfgang U. Eckart** — Der Heidelberger Professor hat gemeinsam mit Robert Jütte das Buch «Medizingeschichte – Eine Einführung» verfasst. Die Kündigung von Iris Ritzmann wertete er in der NZZ als «unglaublichen Skandal». Der Spezialist für deutsche Kolonialmedizin greift das Zürcher Uni-Rektorat aus dem Norden frontal an: Unter dieser Universitätsleitung werde er nie mehr als Gutachter tätig sein. Dummerweise ging Eckarts Wut so weit, dass er sich strafbarerweise als Mitglied der geheimen dreiköpfigen Expertengruppe zu erkennen gab, welche unlängst die Qualität der medizingeschichtlichen Dissertationen in Zürich begutachtete. Ohne Mörgeli je anzuhö-



6 Wolfgang U. Eckart.



10 Flurin Condrau.



7 Iris Ritzmann.



11 Philipp Sarasin.

ren, kam man zum überraschenden Fazit, dass sämtliche Arbeiten zwar knapp genügend seien, Mörgeli aber diese genügenden Arbeiten ungenügend betreut habe.

**7 Iris Ritzmann** — Die eben entlassene Stellvertreterin Flurin Condraus pflegte beste Beziehungen zum *Tages-Anzeiger* und hat diesem sogar Zugang zu ihren Uni-E-Mails ermöglicht; ihr Ex-Mann ist *Tagi*-Redaktor Markus Diem Meier. Einst durchaus mit ihm befreundet, entwickelte sich Ritzmann in jüngerer Vergangenheit zu einer erbitterten Gegnerin Mörgelis.

**8 Eberhard Wolff** — Der Volkskundler und Hausmann Eberhard Wolff hatte in seinem 54-jährigen Leben kaum je eine volle Stelle. Seiner Ehefrau Iris Ritzmann verdankte er eine Beschäftigung am Medizinhistorischen Institut und Museum. Flurin Condrau machte den Deutschen im Februar 2012 zu Mörgelis Stellvertreter, verbannte den Museumskonservator per neuen Stellenbeschrieb ins Sammlungsmagazin und übertrug Wolff die Betreuung der Sonderausstellungen. Auf Betreiben Condraus musste Mörgeli ein kleineres Zimmer beziehen, wobei Stellvertreter Wolff in dessen bisheriges Büro einzog. Wolff wurde wegen Verdunkelungsgefahr gemeinsam mit Gattin Ritzmann verhaftet und befindet sich seither in sistierter, aber ungekündigter Stellung.

**9 Sven Akeret** — Trotz Autonomie nimmt die Bildungsdirektion Einfluss auf die Universität, nämlich durch Sebastian Brändli (SP) in Vertretung von Regine Aepli (SP), aber auch über den Leiter des Uni-Rechts-



12 Jakob Tanner.



13 Brigitte Tag.



14 Robert Jütte.



15 Hubert Steinke.



16 Iwan Städler.



17 Marc Meschenmoser.



18 Andreas Brunner.

dienstes, Sven Akeret (SP). Der frühere Bezirksrichter aus dem Schaffhausischen schreibt im Alter von 51 Jahren noch an einer Dissertation mit dem Titel: «Die Universität Zürich aus organisationsrechtlicher Sicht». Bis Ende Jahr will Akeret abschliessen. Offenbar bleibt noch einiges zu tun. Auf der Homepage steht unter seinen Tätigkeitsbereichen nämlich gar nichts.

**10 Flurin Condrau** — Seit 2011 Chef des Medizinhistorischen Instituts und Museums, blieb Condrau seither so gut wie unsichtbar. Der Leistungsausweis des Sozialhistorikers ist eher dünn: Condrau hat sich weder habilitiert noch bislang einen einzigen Doktoranden zu Ende betreut. Hinter dem Rücken Mörgelis dokumentierte Condrau minutiös dessen angebliche Versäumnisse und belastete ihn bei den Vorgesetzten. Er liess einen vernichtenden «Expertenbericht» über den Zustand von Mörgelis Sammlung erstellen, kopieren und im Institut verteilen. Die Bilanz des seit einem Jahr suspendierten Institutsdirektors: die vier führenden Wissenschaftler weg, das Museum ohne Sonderausstellungen.

**11 Philipp Sarasin** — Der erklärte SVP-Gegner von der Zürcher Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gehörte zu den Strippenziehern von Condraus Berufung. Sarasin sagt, Mörgeli betreibe wissenschaftlich «das Geschäft der politischen Rechten», und es sei «schwierig», mit jemandem zusammenzuarbeiten, der «Politik macht». Medizinhistoriker Mörgeli wiederum lehnt die «Körpergeschichte» des Foucault-Jüngers Sarasin ab und hält ihn für einen «Verschwörungstheoretiker».

**12 Jakob Tanner** — Der Sozialhistoriker und Autor eines Buchs über die Schweiz «aus marxistischer Sicht» solidarisiert sich mit Iris Ritzmann und geht im *Tages-Anzeiger* auf die Universitätsleitung los. Mörgeli hat ihm vorgerechnet, dass Tanner als Mitglied der Bergier-Kommission in den 25 Berichtsbänden keine einzige Zeile geschrieben und dafür 311 531 Franken vom Bund kassiert habe. Der SVP-Mann nimmt Tanner auch als Medizinhistoriker nicht ernst, seit dieser General Wille als «senilen General Ulrich» bezeichnete. In einer 23-seitigen wissenschaftlichen Studie widerspricht Mörgeli: Wille sei bis zuletzt geistig völlig klar gewesen, aber Opfer einer politischen Intrige geworden.

**13 Brigitte Tag** — Ihre mächtige Stellung verdankt die aus Heidelberg berufene Professorin ihrer Tätigkeit im Universitätsrat, wo sie eine enge Vertraute von Regine Aepli war. Als Mörgeli den Namen der Strafrechtlerin als Mitglied der Jütte-Kommission outete, beantragte der Uni-Rechtsdienst eine Strafuntersuchung gegen den Ex-Museumsleiter. Ins Gerede kam die von Brigitte Tag betreute Dissertation von Staatsanwalt Umberto Pajrola, weil er für die Einführung von Folter und Magie in Strafverfahren plädierte. Mitdozenten an Tags Lehrveranstaltungen waren und sind Flurin Condrau, Robert Jütte und – pikanterweise – auch der leitende Oberstaatsanwalt Andreas Brunner.

**14 Robert Jütte** — Der Sozialhistoriker leitet das Institut für Geschichte der Medizin in Stuttgart, das nach dem Willen von Stifter Robert Bosch die Homöopathie erforschen soll. Das Ehepaar Ritzmann/Wolff war bei Jütte

angestellt und ist mit ihm auch privat befreundet; Jüttes Sohn bedankte sich in einer Arbeit für die Unterstützung von Ritzmann und Wolff. Ohne jede praktische Erfahrung in Museologie, wurde Jütte von Flurin Condrau dennoch beauftragt, einen «Expertenbericht» über Mörgelis Sammlung zu erstellen. Mörgeli durfte zu diesem weder Stellung nehmen noch die Kommission auf ihrem Rundgang begleiten. Der geheime Jütte-Bericht wurde am 11. September 2012 im *Tages-Anzeiger* öffentlich gemacht und führte zu Mörgelis Sturz.

**15 Hubert Steinke** — Der Berner Medizinhistoriker brachte es zu einer gewissen Bekanntheit, weil er sich den Medien als zuverlässiger Distanzierer von Christoph Mörgeli empfahl. Bereits am Tag nach der Enthüllung der Geheimberichte über die Zürcher Sammlung durfte Steinke dem *Tages-Anzeiger* erzählen, man nehme Mörgeli «nicht als aktiven Vertreter seines Fachs» wahr. Der Chefredaktor der Zeitschrift *Gesnerus* (Mitherausgeber Jakob Tanner) sitzt im Vorstand der Schweizer Gesellschaft für Medizingeschichte – zusammen mit Flurin Condrau, Iris Ritzmann und Eberhard Wolff. Er forderte laut den Rauswurf Mörgelis aus der Gesellschaft, was dann aber still und leise unterblieb. Jetzt organisiert der Berner eine Solidarisierungswelle für Ritzmann per Mausclick.

**16 Iwan Städler** — Am 11. September 2012 enthüllte der Journalist im *Tages-Anzeiger* zwei amtsgeheime Papiere: den von der Universitätsleitung nicht freigegebenen Akademischen Bericht 2011 und den Jütte-Bericht über den Zustand der medizin-



historischen Sammlung. Durch gezieltes Weglassen entscheidender Zitate vertuschte Städler allerdings den nachweisbaren politischen Hintergrund der Intrige. Offensichtlich war es ihm gelungen, an der Uni verschiedene Lecks anzuzapfen. *Tagi*-Chef Res Strehle betonte stets die angebliche Neutralität seines Blatts. Das ist nachweislich falsch. Strehles Reporter Städler forderte in einem Kommentar schon bald nach Erscheinen der ersten Artikel Mörgelis Rücktritt.

**17 Marc Meschenmoser** — Der Redaktor des Schweizer Fernsehens ist Urheber der «Rundschau» vom 27. April 2013, die Mörgeli mit zweifelhaften Methoden mangelhafte Betreuung von Doktoranden vorwarf. Durch die Beschwerde Mörgelis vor der Unabhängigen Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen kommt Meschenmoser jetzt in Erklärungsnotstand. Mörgeli hat sich mittels wissenschaftlicher Gutachten versichert, dass mindestens zwei anonymisierte Doktoranden, die als Zeugen für die angeblich geringen Ansprüche ihres Doktorvaters aussagten, nachweislich nicht bei ihm promoviert haben. Auch behauptete die «Rundschau» sinngemäss, Mörgeli habe die Doktorarbeiten kaum auf ihren Inhalt, sondern lediglich auf die Rechtschreibung geprüft, bevor er sie durchwinkte. Als vermeintlicher Beleg für diesen Vorwurf wurden zwei Sätze aus einem Schreiben Mörgelis an einen Doktoranden zitiert: «Ich kann nicht jedes Wort selbst korrigieren. Ich müsste Sie bitten, alle Texte sorgfältig zu überarbeiten.» Mörgeli sagt, er habe inzwischen eine Kopie des besagten Schreibens in seinen Akten gefunden. Interessant ist hier vor allem der Folgesatz, den die «Rundschau» unterschlägt: «Ich müsste Sie bitten, alle Texte sorgfältig zu überarbeiten, sonst müssen wir das Dissertations-Projekt begraben.» Von Korrigieren und Durchwinken kann also keine Rede sein. Kurzum: Der Brief belegt im Kerngehalt just das Gegenteil von dem, was die «Rundschau» daraus gemacht hat.

**18 Andreas Brunner** — Der amtschönste Zürcher Staatsanwalt befindet sich in einem handfesten Interessenkonflikt. Er nimmt Lehraufträge bei Brigitte Tag wahr und verkündete im *Journal* der Uni, er wolle seine Dozententätigkeit an ihrem Lehrstuhl nach seiner Pensionierung intensivieren. Auch ist Brunner mit Tag und Condrau Referent am 9500 Franken teuren Weiterbildungskurs «MedLaw» und wird dafür separat entschädigt. Als die *Weltwoche* dies kürzlich berichtete, wurde Brunner umgehend von der Dozentenliste gestrichen. Jetzt soll ausgerechnet die Staatsanwaltschaft unter Brunner (der auch Uni-Lohnempfänger ist) entscheiden, ob sie gegen Mörgeli wegen der Nennung von Brigitte Tag ein Verfahren eröffnet. ○

# Der falsche Doppeldoktor

Das Zürcher Uni-Spital beschäftigt einen leitenden Arzt, der jahrelang gleich zwei falsche Dokortitel führte. Alles deutet darauf hin, dass Dekan Klaus Grätz den Fall vertuschen will. Von Christoph Landolt

Dr. med. Dr. med. dent. Marius G. Bredell ist ein vielbeschäftigter Mann. Er ist leitender Arzt in der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie des Universitätsspitals Zürich. Er ist Co-Direktor eines der wichtigsten Projekte der Uni, des sogenannten Klinischen Forschungsschwerpunkts (KFSP) «Tumor Oxygenation». Bei Krebs im Gesichtsbereich gilt Bredell als ausgewiesene Kapazität. Er doziert deshalb an Fachkongressen in der ganzen Welt, bildet Zahnärzte weiter, organisiert Konferenzen an der Uni Zürich. Er hält Vorlesungen und betreut Doktoranden. Und er operiert Dutzende Patienten aus dem In- und Ausland, für welche die Kieferchirurgen am Uni-Spital oft die letzte Hoffnung sind.

Was sie nicht wissen, ist, dass Marius Bredell gar kein Doktor ist. Zwar durchlief er eine medizinische Ausbildung. Gemäss seinem Lebenslauf erlangte er 1985 an der Universität von Stellenbosch in seinem Heimatland Südafrika einen Bachelor in Zahnmedizin. 1994 verlieh ihm die renommierte Universität von Pretoria den Master, cum laude. Dann hängte er das Humanmedizinstudium an, das nötig ist, um Kieferchirurg zu werden. In den Jahren darauf betrieb er eine eigene Praxis.

Im Jahr 2006 siedelte Bredell nach Zürich über, ans Universitätsspital, dessen Kieferchirurgie weltweit einen ausgezeichneten Ruf genießt. Drei Jahre später wurde er zum Leitenden Arzt befördert und steht nur noch eine Stufe unter Klinikdirektor Klaus W. Grätz, dem Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich. Doch einen Dokortitel hat sich Bredell in seiner ganzen Laufbahn nie erarbeitet.

Eine Anfrage bei der Stellenbosch-University ergab lediglich, dass Bredell dort einen Bachelor in Dentalmedizin (BChD) erworben hat. Die Universität von Pretoria beantwortete die Bitte um eine Kopie oder wenigstens den Titel seiner Doktorarbeit mit: «Wir haben leider keine Extrakopie der Arbeit.» Stattdessen schickte die Verantwortliche einen *academic record*, demzufolge Bredell dort mehrere Titel erworben hat, nämlich einen MChD (Master in Dentalmedizin) und einen MBChB (Master in Humanmedizin).

Diese südafrikanischen Abschlüsse entsprechen in etwa dem schweizerischen Staatsexamen, das einen Medizinstudenten zum Arzt macht. Wer das Staatsexamen bestanden hat, darf sich Praktizierender Arzt (med. pract.) nennen – nicht aber Doktor der Medi-

zin. Marius G. Bredell aber hat sich jahrelang als Dr. med. und Dr. med. dent. bezeichnet. Dies ist gemäss dem Straf- und Justizvollzugsgesetz des Kantons Zürich missbräuchlich und wird mit einer Busse nicht unter 2000 Franken bestraft.

## Gralshüterin der Akademie

Anders als in einer Arztpraxis oder einem Regionalspital, wo ein Dokortitel vor allem Prestige bringt, spielen Doktorwürden am Uni-Spital eine zentrale Rolle. Hier geht es nie nur um das Kurieren von Patienten, sondern immer auch um Forschung. Das Uni-Spital ist eng mit der Universität Zürich verbunden; so eng, dass nur Eingeweihte wissen, wo die Trennlinien zwischen den beiden Institutionen verlaufen. Die Verflechtung zeigt sich zum Beispiel darin, dass in der Spitaldirektion immer auch der Dekan der Medizinischen Fakultät der Uni sitzt. Aktuell ist dies Klaus Grätz.

Die Uni als Gralshüterin der Akademie hat die Pflicht, dafür zu sorgen, dass sich nur Doktor nennt, wer Doktor ist. Wer einen Dokortitel trägt, hat bewiesen, dass er selbständig forschen kann, dass er ein Wissenschaftler ist.

Besonders ins Gewicht fällt, dass der falsche Doktor nicht nur operierte – geschickte Hände können auch medizinisch ausgebildete Nichtdoktoren haben –, sondern auch Dissertationen betreute. Ein Doktorvater, der selber kein Doktor ist und Doktoranden auf die höhere wissenschaftliche Laufbahn vorbereiten soll: Das ist in der akademischen Welt eigentlich undenkbar. Ein absolutes No-go.

Als vor einigen Monaten die «Rundschau» dem geschassten Medizinhistoriker Christoph Mörgeli vorwarf, er habe ungenügende Dissertationen durchgewinkt, startete die Uni-Leitung sofort eine Untersuchung. Wie reagiert sie nun, da sie sogar mit einem falschen Doppeldoktor konfrontiert ist, der überdies Doktoranden betreut?

## Plötzlich verschwinden die Titel

Die Antwort hat die Uni – ohne es zu wollen – bereits gegeben. Anfang Oktober kontaktierte die *Weltwoche* die Fachärztervereinigung FMH, das Bundesamt für Gesundheit, die Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich, das Universitätsspital, die Universität und schliesslich den Kantonsarzt. Die Frage war: Hat der Südafrikaner Bredell die nötigen Papiere, um am Uni-Spital als leitender Arzt arbeiten zu dürfen? Doch all diese Institutio-



Schwindende Dokortitel: Bredell am 2.10., ...



... am 4.10. ...



... und am 9.10. auf der Uni-Spital-Homepage.



«Maximaler Qualitätsstandard»: Dekan Klaus Grätz.

nen, die über die Berufsausübungsbewilligung Bredells Bescheid wissen müssten, erklärten sich für nicht zuständig. Schliesslich erklärte die Kommunikationschefin der Uni, Christina Hofmann, am Telefon in besänftigendem Ton, Bredell verfüge über «eine Bewilligung für unselbständige ärztliche Tätigkeit». Alles sei in Ordnung.

Doch dann verflüchtigten sich auf der Homepage des Uni-Spitals die Dokortitel. Anstatt als Doppeldoktor (Dr. med. Dr. med. dent.) war Bredell plötzlich nur noch als einfacher Dr. med. aufgeführt. Einige Tage später bürstete er auch noch den zweiten Doktor ein: «Marius Bredell MCHD», stand da. Dem zweiten Titelschwund zeitlich vorausgegangen waren Nachforschungen der *Weltwoche* in Südafrika. Inzwischen grüsst Bredell als «BChD MBChB MChD» von der Homepage.

Man muss davon ausgehen, dass nicht Chirurg Bredell in Eigenregie die Homepage des Uni-Spitals abgeändert hat, sondern dass die Spitaldirektion mit involviert ist. Als sich die *Weltwoche* nämlich beim Sprecher des Uni-Spitals, Gregor Lüthy, nach Bredells Papieren erkundigte, sagte dieser, er müsse sich bei Klinikdirektor Grätz erkundigen. Dann erst verlor dessen Mitarbeiter Bredell online seine Dokortitel, einen nach dem andern.

Klaus Grätz unterliess es somit nicht nur, den Missstand zu korrigieren. Alles deutet darauf hin, dass er den Fall sogar vertuschen und die Öffentlichkeit an der Nase herumführen wollte. Das passt schlecht zu einer renommierten Institution wie der Medizinischen Fakultät der Uni Zürich, die für sich in Anspruch nimmt, «den maximalen Qualitätsstandard im Bereich der Lehre und der Forschung» anzustreben.

Damit konfrontiert, schreibt Uni-Kommunikationschefin Christina Hofmann, Bredell habe die Dokortitel geführt, «da er davon ausging, dass seine an den Universitäten Pretoria und Stellenbosch erworbenen Titel äquivalent seien», also mit einem Schweizer Dokortitel vergleichbar sind. Das Zentrum für Zahnmedizin habe «diesen Spätsommer festgestellt, dass eine Überprüfung nicht stattgefunden hat und dies nachgeholt».

Wer für diese Überprüfung zuständig gewesen wäre, beantwortet die Uni nicht. Es kann darauf aber eigentlich nur eine Antwort geben: Wenn die Universität zuständig ist, ist es der Leiter der Medizinischen Fakultät, und der heisst seit 2008 Klaus Grätz. Wenn das Uni-Spital zuständig ist, ist es Bredells Vorgesetzter als Leiter der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie, Klaus Grätz. Es ist der

gleiche Grätz, der Bredell an die Uni Zürich geholt hat.

Im August enthüllte der *Tages-Anzeiger*, dass der Informatikdirektor des Uni-Spitals, Jürgen Müller, seinen Doktor einer amerikanischen «Titelmühle» verdankt, die akademische Abschlüsse gegen Dollars bietet. Das Spital bemerkte dies nicht. Es prüfe Dokortitel nur bei jenen Angestellten, für deren Job ein Abschluss erforderlich ist, hielt das Uni-Spital fest. Beim IT-Chef gab es deshalb keinen Check.

### Die Verantwortlichen ducken sich

Wie nun der Fall Bredell zeigt, werden längst nicht alle Ärzte kontrolliert. Klaus Grätz, der Jahr für Jahr jungen Medizinerinnen und Medizinern ihre Dokordiplome aushändigt, die von ihm, dem Dekan, unterschrieben wurden, beschäftigte in seiner eigenen Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie einen falschen Doppeldoktor.

Was unternimmt die Uni nun? Dekan Grätz nahm bis Redaktionsschluss keine Stellung, und auch Uni-Sprecherin Hofmann beantwortete die Frage nicht. Marius Bredell war für die *Weltwoche* nicht zu erreichen. Am Mittwoch hielt Bredell nach Redaktionsschluss vor Kieferchirurgen einen Vortrag, und zwar in seiner Eigenschaft als Dr. Dr. med. ○

# Erfolgsgeschichte Steuersenkungen

Der Kanton Luzern hat die Steuern massiv gesenkt. Die Gewinnsteuern sind schweizweit am tiefsten, auch Privatpersonen wurden massiv entlastet. Dennoch wird Luzern als Verlierer im Steuerwettbewerb dargestellt. Zu Unrecht. *Von Christian Mundt*

Im Kanton Luzern steigen die Ausgaben stärker als die Einnahmen. Massnahmen werden nötig. Dies allein ist wenig spektakulär, denn in vielen Kantonen ist die Finanzlage derzeit angespannt, Sparpakete sind aufgegleist. In Luzern sollen sogar die Steuern steigen – auch damit ist der Kanton nicht allein. Bemerkenswert ist die Meldung dennoch: Denn Luzern wandelte sich in der letzten Dekade von der Steuerhölle zum Steuerparadies. Die Steuern für Private und Unternehmen wurden stark gesenkt. Mittlerweile hat Luzern die tiefsten Gewinnsteuern der Schweiz. Die Regierung spricht denn auch von einer «Erfolgsgeschichte».

Davon könne keine Rede sein, schreiben verschiedene Medien: «Hoher Preis für gesenkte Firmensteuern» titelt der *Tages-Anzeiger* Mitte Oktober. «Steuererhöhung allein reicht längst nicht aus», schrieb die *Luzerner Zeitung* nach der Präsentation des neuen Finanzplans vor einer Woche, und das Schweizer Fernsehen sprach von «höheren Steuern und brisanten Sparmassnahmen im Kanton Luzern». Glaubt man den Kommentatoren, ist die Luzerner Steuerpolitik grandios gescheitert. Die Idee, mit tiefen Steuern Mehreinnahmen zu generieren, gehe nicht auf. Stattdessen müssten jetzt Privathaushalte dafür bluten, dass Unternehmen entlastet wurden. Doch die Negativschlagzeilen halten einer genauen Betrachtung nicht stand.

Mit drei Steuergesetzrevisionen senkte der Kanton zwischen 2005 und 2012 die Steuern, natürliche Personen profitierten jedes Jahr von einer Entlastung. Gesamthaft machen die Entlastungen rund 450 Millionen Franken aus, rund die Hälfte jeweils auf Kantons- und Gemeindeebene. Überall wurde optimiert und gespart, so dass die Überschüsse im nächsten Jahr gleich wieder in Steuersenkungen investiert werden konnten. Rund drei Viertel der Entlastungen kamen dabei Privathaushalten zugute, wie das Finanzdepartement aufzeigt. Je nach Einkommens- und Familiensituation sank so die Steuerbelastung um mehr als 40 Prozent. Bemerkenswert: Am stärksten profitiert haben Familien mit Kindern und tiefen Einkommen – das gerne bemühte Klischee, dass jeweils nur die Reichen entlastet würden, gilt laut offiziellen Zahlen für Luzern nicht. Noch massiver sind die Entlastungen für die Unternehmen: Die Kapitalsteuer wurde halbiert, die Gewinnsteuer beträgt noch etwas mehr als ein Drittel dessen, was die Unternehmen vor zehn Jahren abliefern mussten.

Trotz der Entlastungen sind die Steuereinnahmen von den Privatpersonen konstant geblieben. Jetzt, da keine weiteren Steuersenkungen mehr vorgesehen sind, steigen auch die Einnahmen, wie Finanzdirektor Marcel Schwerzmann sagt. Die Einnahmen von Unternehmen steigen: Von 2011 auf 2012 wurde die Gewinnsteuer halbiert, die Einnahmen sanken jedoch lediglich um 30 Prozent. Für 2013 dürften die Erträge gemäss Hochrechnung fast wieder so hoch sein wie vor der Halbierung der Steuern. Die Rechnung geht auf, zumal sich Steuersenkungen erfahrungsgemäss erst nach Jahren auswirken – derzeit werden die Veranlagungen für 2012 versandt.

## 2017 sollen die Steuern wieder sinken

Der Wandel von der Steuerhölle zum -paradies zeigt sich am Zuzug neuer Firmen, wie eine Auswertung der *NZZ am Sonntag* zeigt. Luzern ist Spitzenreiter bei den Neuansiedlungen. Mit 74 Neuansiedlungen konnte die Wirtschaftsförderung Luzern rund 1100 Stellen in den Kanton holen, sagt Direktor Walter Stalder. Die Zuzüge von Gesellschaften haben ebenfalls zugenommen. Dass nicht nur Briefkästen nach Luzern ziehen, zeigt der Anstieg des Gesellschaftskapitals der jeweiligen Unternehmen. Nicht statistisch erfasst sind nach den Worten von Finanzdirektor Schwerzmann zu-

dem diejenigen Unternehmen, die bereits im Kanton sind und nun hier mehr investierten.

Dass Luzern trotz steigender Einnahmen die Steuern erhöhen muss, hat mehrere Gründe. Man überschätzte die Einnahmen von Unternehmen nach der Halbierung der Steuern im Jahr 2012, wie Schwerzmann heute sagt. Hinzu kommen zusätzliche Aufgaben, welche die Kantone vom Bund übernehmen müssen – Stichwort Spitalfinanzierung. Und dann wäre da noch der Finanzausgleich: Weil der Kanton dank der Tiefsteuerstrategie an Ressourcenstärke gewonnen hat, sinken die Zahlungen aus dem Finanzausgleich. Die zusätzlichen Ausgaben respektive wegfallenden Einnahmen müsse man kompensieren, sagt der Finanzdirektor, für den neue Schulden – auch wegen der Schuldenbremse – kein Thema sind: «Schulden von heute sind Steuern von morgen.» Darum soll der Staatssteuerfuss von 1,5 auf 1,6 Einheiten erhöht werden, befristet bis 2017.

Der Finanzdirektor ist zuversichtlich, 2017 die Steuern erneut senken zu können. Gerade im Hinblick auf die Unternehmenssteuerreform III sei dies nötig. Luzern ist so bestens aufgestellt, sollten die Holding-Privilegien fallen: Die Unternehmenssteuern sind auf ähnlichem Niveau wie im EU-Steuerparadies Irland. An Luzern könnten sich andere Kantone ein Beispiel nehmen. ○



«Schulden von heute sind Steuern von morgen»: Luzerner Finanzdirektor Schwerzmann.

# Strassenbauer auf Schleuderschaft

Die Karriere von Rudolf Dieterle, dem Direktor des Bundesamtes für Strassen, säumen Skandale: Vetterliwirtschaft, Informatikdebakel, Baupfusch. Trotz amtlich bescheinigter Unfähigkeit kann er sich aber immer noch auf seinem Chefsessel halten. Weshalb? *Von Markus Schär*

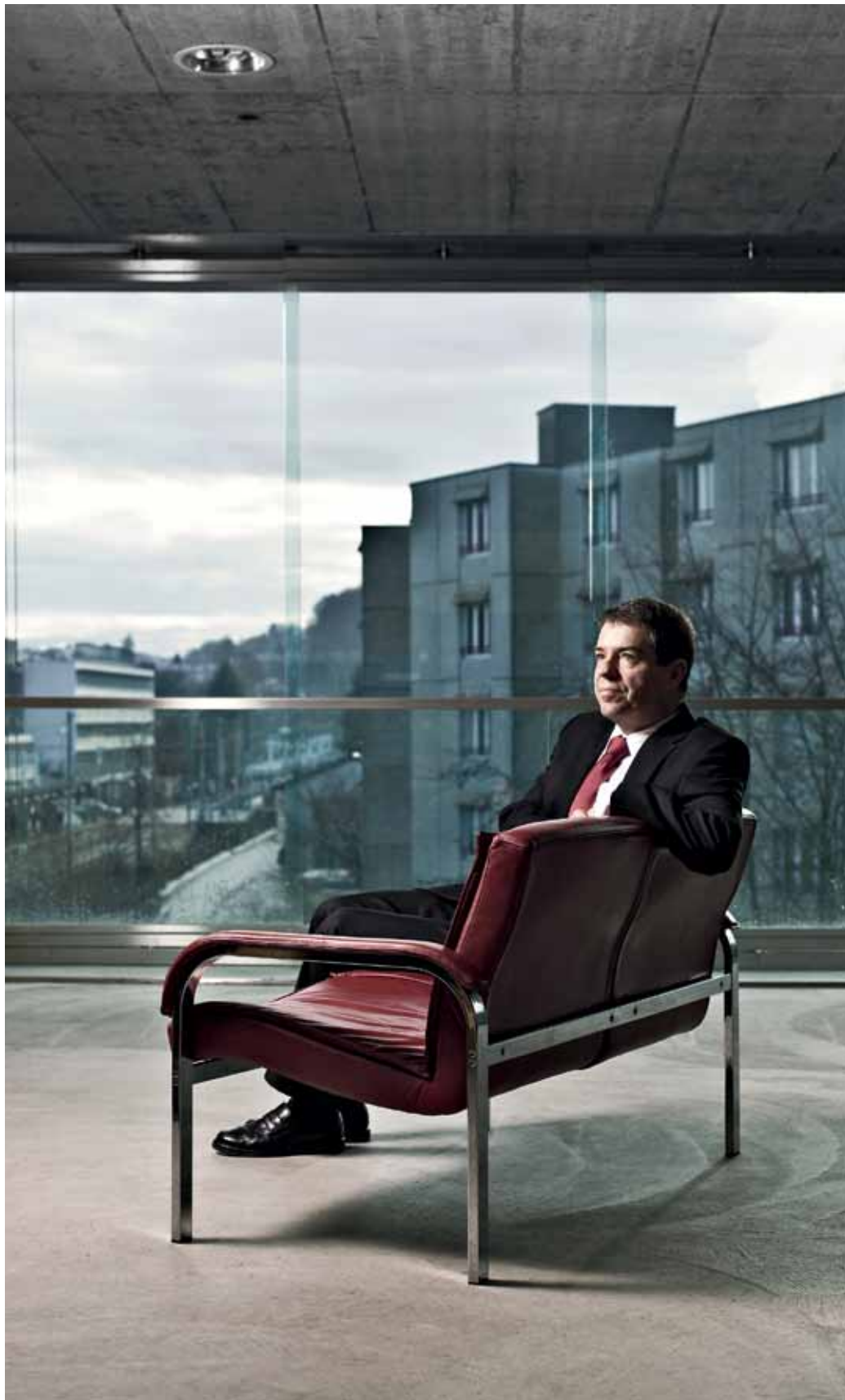
Wie lange kann sich dieser Manager halten? Er setzt sich über die Vorgaben des Chefs und die Vorschriften der Firma hinweg. Er zieht Günstlinge ohne die geforderten Qualifikationen nach und hält Kumpeln überbeuerte Aufträge zu. Er trifft eigenmächtig Entscheidungen, ohne sie mit den Geschäftsleitungskollegen abzustimmen und für die Buchprüfer festzuschreiben. Und – vor allem – er wirft mit dem Geld um sich, ohne nach dem Nutzen für das Unternehmen zu fragen. In der Privatwirtschaft wäre der Fall klar: Der Manager würde kaum die Probezeit überleben.

Rudolf Dieterle, 63, führt seit zehn Jahren als Direktor das Bundesamt für Strassen, das sich unter Bundesrat Moritz Leuenberger mit dem Kürzel Astra (lateinisch für Sterne) zierte. Zuvor leitete er fünf Jahre lang als Kantonsoberingenieur den Tiefbau im Kanton Bern. In beiden Spitzenämtern ging er verantwortungslos mit dem Geld der Steuerzahler um, hielt Spezis Ämter und Aufträge zu und trug Mitschuld an einem schweren Fall von Pfusch. Jetzt spricht ein Bericht der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) dem Bundesamtsdirektor die grundlegenden Fähigkeiten für seine Aufgabe ab. Trotzdem fordert niemand seinen Rücktritt. Wie kommt das?

## Bereits 95 statt 43,3 Millionen

Der Jurist und Bauingenieur mit ETH-Dokortitel stieg 1982 bei der Basler Techdata ein und war ab 1987 Vorsitzender der Geschäftsleitung. Die Firma entwickelte Programme für das Planen und Führen von Bauprojekten – ihre Produkte bevorzugte denn auch Rudolf Dieterle, als er ab 1998 die Verantwortung für die Tiefbauten im Kanton Bern trug. Die Datenbanken Strada (Strassen) und Kuba (Kunstabauten) von Techdata verschlangen Millionen, liefen aber nie richtig und setzten sich deshalb nicht durch.

Trotzdem – oder gerade darum – schuf Dieterle wieder eine Pfründe für seine Ex-Kollegen, als er 2003 ins Bundesamt einzog. Ein halbes Jahr nach Amtsantritt gab er ihnen den Auftrag, «ein Management-Informationssystem Strasse und Strassenverkehr (Mistra) zu erstellen», um den Bau, den Betrieb und den Unterhalt des nationalen Strassennetzes zu überwachen – ausdrücklich auch der Nationalstrassen, für die damals noch die Kantone die Verantwortung trugen. Die sieben Module des Systems sollten ab 2006 bis spätestens Ende 2010 in Betrieb gehen und insgesamt 43,3 Millionen Franken kosten.



«Ich würde nicht von Missständen sprechen»: Astra-Direktor Dieterle.

Heute, stellt die Finanzkontrolle in ihrem Bericht fest, plagen sich das Bundesamt und zahllose teure Berater mit neunzehn Teilprojekten ab, davon lässt sich die Hälfte mit Mühe benutzen. Die Kosten für Mistra belaufen sich bisher auf 95 Millionen, ohne korrekte Verrechnung des amtsinternen Aufwands, und ein Ende der Kostenexplosion ist nicht abzusehen: Für den Ausbau, aber auch für den Betrieb des Systems kommen jährlich Aufwände in je zweistelliger Millionenhöhe dazu.

Im Communiqué und in den Interviews zu diesem Debakel verteidigten sich das Bundesamt und sein Chef mit nachweisbaren Lügen:

— «Bei Mistra handelt es sich in grossen Teilen um ein Gesamtsystem mit Pioniercharakter»: Das System übernahm die Architektur der Vorgängerprojekte; ausserdem betont das Bundesamt sonst immer, bei Mistra handle es sich nicht um ein Gesamtsystem, sondern die – teils kaum kompatiblen – Module liessen sich unabhängig voneinander einsetzen. Andere Anbieter mit besseren Lösungen für das «Gesamtsystem mit Pioniercharakter» bekamen nie eine Chance.

— «Der ursprüngliche Projektauftrag datiert aus dem Jahr 2004. Damals hatte das Astra eine andere Rolle: Die Kantone waren noch Eigentümer der Nationalstrassen, das Astra übte lediglich eine Oberaufsichtsfunktion aus und war für Überwachung, Verwaltung und Unterhaltsplanung der Nationalstrassen und Kunstbauten zuständig»: Genau dazu dient Mistra, die nötigen Module fanden sich alle schon im Auftrag von 2003. Der neue Finanzausgleich, der die Nationalstrassen ab 2008 dem Bund übertrug, wurde ab 2002 vom Parlament beraten und im November 2004 vom Volk klar angenommen. Im Interview mit der *Berner Zeitung* behauptete Dieterle dennoch: «Wir konnten 2003 lediglich ahnen, dass der Finanzausgleich mit all seinen Konsequenzen kommt.»

— «Mit den neuen Aufgaben und Verantwortlichkeiten veränderten sich die Bedürfnisse, die an die Mistra-Systeme gestellt wurden. Neue Werkzeuge mussten geschaffen werden, zusätzliche Anwendungen kamen hinzu, einzelne Schwerpunkte verschoben sich. Mit den neuen Ansprüchen ergaben sich entsprechende Kosten. Mistra vor 2008 und Mistra nach 2008 sind unterschiedliche Werkzeuge»: Die «neuen Aufgaben» liessen sich 2003 seit Jahren absehen; niemand konnte ohne sie planen. Die Module, die seit dem ursprünglichen Auftrag dazukamen, betreffen nicht die Nationalstrassen, sondern Verkehrsmonitoring, Lärmbelastungskataster, Liegenschaftenmanagement (wofür es im Bund bereits ein System gibt) oder Naturgefahren (wofür sich das Bundesamt für Umwelt zuständig fühlt).

Was von Mistra zu halten ist, fasst die Finanzkontrolle in einem simplen Satz zusammen: «Die Kosten stehen oft in keinem Verhältnis zum Nutzen.» Dieses vernichtende Urteil über das Projekt fällt auf den Projektleiter zurück: Rudolf Dieterle kann offenkundig nicht wirtschaftlich mit dem Geld anderer Leute umgehen – also fehlt ihm als Manager die wichtigste Fähigkeit.

Dazu kommen Vorwürfe, die den Direktor auch als Staatsbeamten unhaltbar machen. Er trickste beim Ausschreiben der Aufträge: «Die Beschaffungsunterlagen sind unvollständig; es fehlen die Unterlagen zu den Teilnehmerinteressierten und zur Auswahl der Teilnehmenden sowie die Begründungen, weshalb und wie viele Firmen für den Studienauftrag ausgeschlossen wurden.» Er schluderte beim Führen des komplexen Projekts: «Über alle Teilprojekte hinweg muss die Planung und Priorisierung als mangelhaft und nicht nachvollziehbar beurteilt werden. [...] Es bestehen keine institutionalisierten Prozesse, welche es ermöglichen würden, eine korrekte Finanzplanung durchzuführen.» Er pfuschte beim

---

### Finanzkontrolle: «Die Kosten stehen oft in keinem Verhältnis zum Nutzen.»

---

Verrechnen der wahren Kosten: Da dabei der Aufwand für die eigenen, teils seit Jahren voll mit dem Projekt beschäftigten Mitarbeiter fehlte, werde die Pflicht zur Vollkostenrechnung missachtet. Er griff in die Zuständigkeit der Kantone ein (die denn auch teils nicht daran denken, sich Mistra anzuschliessen). Und – so der schwerste Vorwurf der Kontrolleure – er setzte sich bei seinem lockeren Umgang mit Steuermillionen über das Finanzhaushaltsgesetz hinweg.

Was braucht es noch an Unfähigkeit und Fehlverhalten, damit ein Chefbeamter seinen Sessel räumen muss? Rudolf Dieterle bewies nicht nur mit seinem ausser Rand und Band geratenen IT-Projekt – das die Finanzkontrolleure schon vor sechs Jahren folgenlos beanstandeten –, dass er zu Vetterliwirtschaft neigt, sich um die Verantwortung drückt und sich um den sorgfältigen Umgang mit Steuergeldern schert.

Die Vetterliwirtschaft zeigt sich nicht nur beim Begünstigen seiner ehemaligen Firmenkollegen, auf das verschiedene Medien, so auch die *Weltwoche* (Nr. 33/2012), seit Jahren hinweisen. Im Juli 2012 deckte die *Sonntagszeitung* auf, dass Rudolf Dieterle im Herbst 2003, also kurz nach Amtsantritt, einem Langzeitstudenten der deutschen Philologie und der Medienwissenschaften eine neugeschaffene Stelle als Projektsachbearbeiter im Astra zuhielt. Das Nachwuchstalents bekam 2006, vor Abschluss des Studiums, eine Festanstellung

als Projektleiter Verkehrssicherheit, erlangte die Kompetenz dafür nachträglich mit einem vom Astra bezahlten Nachdiplomstudium in Verwaltungsrecht und erhielt Ende 2011 die Beförderung zum Leiter des Bereichs Mobilität, wo sich sieben Leute mit Projekten wie «Strassenverkehr International», «Enforcement Nationalstrassen» oder «Energie und Mobilität» die Zeit vertreiben. Der Mann ist Rudolf Dieterles Schwiegersohn.

### Frivoles Fest für 200 000 Franken

Das Verleugnen der Verantwortung kam am klarsten bei einem Bauskandal im Kanton Bern zum Ausdruck. 2004 musste der für 19 Millionen Franken erbaute und erst zwei Jahre zuvor eröffnete Mitholztunnel bei Kandersteg gesperrt werden, weil er einzustürzen drohte. Rudolf Dieterle, der als Berner Kantonsoberingenieur die Verantwortung für den Baupfusch trug, beteuerte darauf im *Tages-Anzeiger*: «Ich hatte nie ein ungutes Gefühl.» Und er behauptete, als schon eine Untersuchung lief, im *Blick*: «Von Schlamperei kann hier keine Rede sein.» Ein Gutachten hielt allerdings 2006 fest, dass der Baugrund ungenügend untersucht, die Statik falsch berechnet und die Nutzungs- und Sicherheitspläne unvorsichtig erstellt worden waren sowie dass die verwendeten Betonelemente «eindeutig nicht den Regeln der Baukunde» entsprachen.

Und auch das Verschleudern von Steuergeldern übte Rudolf Dieterle schon in seiner früheren Funktion. Wie im Astra – einem der Bundesämter, die mit Globalbudget und Leistungsvereinbarungen geführt werden – konnte er schon als Kantonsoberingenieur fast ohne Kontrolle durch die Politik vor sich hin wirtschaften. Wenn sein Amt die Jahresrechnung besser als budgetiert abschloss, durfte es das Geld als Bonus selber verwenden. Dieterle verjubilte so im Jahr 2000 für ein Mitarbeiterfest samt Sambatänzerinnen 200 000 Franken und verabschiedete sich 2003 mit ähnlichen Lustbarkeiten – auf Kosten der Steuerzahler.

Auch nur einer dieser Skandale – die Auflistung ist nicht abschliessend – hätte bei anderen Chefs, in der Privatwirtschaft, aber auch in der Staatsverwaltung, wohl zur Entlassung geführt. Rudolf Dieterle sitzt immer noch fest auf seinem Sessel. «Ich würde nicht von Missständen sprechen», sagte er im Oktober der *Berner Zeitung*. «Wir arbeiten sauber.»

Der Mann kann sich seine Selbstgefälligkeit leisten. Der Skandal um den Mitholztunnel kümmert ihn nicht mehr – der Baupfusch wurde für 21,5 Millionen Franken (also mehr als die ursprünglichen Kosten) behoben, das Zivilverfahren mit der Rückzahlung von 16 Millionen durch die Baufirmen erledigt. Die Aufregung in Medien und Politik wegen des frivolen Mitarbeiterfests legte sich schnell. Die Begünstigung des Schwiegersohns liess vor einem Jahr diverse Politiker nach einer Unter-

suchung rufen, diese wollen sich heute aber nicht mehr daran erinnern. Und der Bericht der Finanzkontrolle führt trotz vernichtendem Befund (auch ohne dass er auf den Korruptionsverdacht eingeht) nicht zu Konsequenzen.

### Leuthard sieht keine Probleme

Das Departement von Bundesrätin Doris Leuthard teilt der *Weltwoche* mit, es sehe keine Veranlassung, eine Untersuchung einzuleiten: «Die Aussage, wonach die EFK Herr Dieterle jegliche Qualifikation für seine Chef-funktionen abspricht, ist falsch.» Der Direktor, der nachweisbar nicht mit dem Geld der Steuerzahler umgehen kann, habe sein Amt «erfolgreich durch grössere Umstrukturierungen geführt», und er bewältige mit dem Astra «eine Vielzahl von umfangreichen Projekten und komplexen Programmen» mit grossem Engagement und Kompetenz. Immerhin räumt das Departement die Probleme mit Mistra ein: «Seit 2011 werden insbesondere (aber nicht nur) wegen der Erfahrungen im Fall Mistra die Informatikstrukturen des Departementes hinterfragt und ausgebaut. Das Uvek begleitet die Ämter bei ihren Informatikprojekten enger und kontrolliert früher.» Niemand fordere aber vom Direktor persönliche Konsequenzen.

Und was meint das Departement dazu, dass Dieterle seinen Schwiegersohn die Karriereleiter hochsties und sogar dem Bundesrat zur Wahl als Vizepräsident der Verwaltungskommission des Fonds für Verkehrssicherheit empfahl, ohne gemäss Vorschrift seiner Chefin, Bundesrätin Leuthard, die familiäre Verstrickung offenzulegen? Nichts.

Gleich viel sagen die Parlamentarier. Von den angefragten Politikern, die sich teils schon seit Jahren um das Astra kümmern oder früher Untersuchungen forderten, will sich keiner mit dem Herrn der Strassen anlegen oder auch nur den Bericht der Finanzkontrolleure gelesen haben. Die Geschäftsprüfungskommissionen, klagen Mitglieder, kämen mit ihren knappen Mitteln an den Anschlag – eine Arbeitsgruppe muss mit dem Informatikprojekt Insieme der

Steuerverwaltung bereits ein Beschaffungsdebakel untersuchen. Allein zuständig für den EFK-Bericht ist die Finanzdelegation beider Räte, einzig auskunftsberechtigt deren Präsidentin, Marina Carobbio Guscetti. Die Tessiner SP-Nationalrätin bestätigt denn auch, ihr sechsköpfiges Gremium habe den Bericht «zur Kenntnis genommen» und werde «das Thema weiter verfolgen». Mehr nicht.

Rudolf Dieterle wollte gegenüber der *Weltwoche* nicht Stellung nehmen. Warum kann er sich trotz aller Defizite und Skandale auf seinem Direktorensessel halten? Er ist zwar ein unfähiger Geschäftsführer und ein unanständiger Staatsdiener, aber ein geschickter Politiker mit Sinn für den Zeitgeist und die Machtverhältnisse. Dem Zeitgeist biedert er sich als Freund der Umwelt an, die Machtverhältnisse nutzt er als Herr des Betons.

### Die Politiker lassen Rudolf Dieterle gewähren – weil sie ihn schätzen oder weil sie ihn fürchten.

Als er 1998, nach zwanzig Jahren im Dienst der Autofahrer, zum Berner Kantonsoberingenieur aufstieg, führte die Sozialdemokratin Dori Schaer die Baudirektion – auf der offiziellen Website des Kantons zur «Verfechterin ökologischer Interessen» selbsternannt. Ihr höchster Betonkopf passte sich geschmeidig an, erst recht als er die Karrierechance im Departement von Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) sah. So betonte Dieterle 2002 bei der Umfahrung von Biel, die Strasse müsse auf die Umwelt Rücksicht nehmen – sie verläuft deshalb ohne Rücksicht auf die Kosten weitgehend in Tunnels. Wie gewünscht titelte der *Bund*: «Strassenbau im Dienst der Umwelt». Oder: «Das Ziel heisst Nachhaltigkeit».

Noch grüner schillernd erstrahlte Dieterle im Astra. Er kämpfte, seinem Chef getreu, für das Sicherheitsprogramm «Via sicura», indem er das Verbot von Freisprechanlagen für Handys, den Einbau von Black-Boxes in sämtliche Autos oder zehnjährliche Wiederholungs-

kurse für alle Fahrzeuglenker forderte. Er kümmerte sich hingebungsvoll um Velostreifen und Wanderwege; im Managementinformationssystem für das nationale Strassennetz braucht es deshalb auch ein aufwendiges Modul für den Langsamverkehr. Er warnt im Jahresbericht 2012 nicht etwa vor dem drohenden Verkehrskollaps als dringendstem Problem, sondern vor der Gefahr, dass bei landesweit nur 25 teuren Wildtierpassagen über die Autobahnen die Populationen «unter der zunehmenden Isolation leiden». Und er holte Ende 2011 Katrin Schneeberger als Vizedirektorin, verantwortlich für Politik, Kommunikation, Finanzen und Informatik des Bundesamtes: Die Wirtschaftsgeografin diente zuvor als Generalsekretärin der grünen Berner Gemeinderätin Regula Rytz. «Es grünt so grün im Astra», titelte die *Automobil-Revue*.

Warum aber schweigen auch jene, die trotz grüner Welle immer noch finden, das Bundesamt für Strassen müsste eigentlich für den motorisierten Privatverkehr da sein? Ein Nationalrat, der sich darüber hinaus auch nicht zum Astra äussern möchte, weist die Spur. Rudolf Dieterle herrscht allein beim Nationalstrassennetz über ein Anlagevolumen von sieben Milliarden und ein Jahresbudget von zwei Milliarden Franken; dank den Aufschlägen beim Benzin und bei der Vignette soll er noch mehr Geld verteilen können, um die Ausbauwünsche im ganzen Land zu erfüllen. Die Baudirektoren in den Kantonen und ihre Sprachrohre im Bundeshaus, vor allem die Ständeräte, hüten sich deshalb, den Mann zu vergraulen, der eigenhändig Projekte lahmlegen kann.

Die Politiker lassen Rudolf Dieterle gewähren – die einen, weil sie ihn als Freund der Umwelt schätzen, die anderen, weil sie ihn als Herrn des Betons fürchten. Wer also kann ihn stoppen? Wenn die Politik nichts unternimmt, muss das Volk eingreifen: Es kann in der Abstimmung über die Vignette vom 24. November wenigstens verhindern, dass der Strassenbauer auf Schleuderschaft noch mehr Geld bekommt, mit dem er nicht umgehen kann.

Mitarbeit: Florian Schwab

HIGHLIGHTS DER WOCHE

ROBERTO PARKER 96  
Saffredi - Fattoria le Pupille 2009  
CHF 45.35

ROBERTO PARKER 96  
Galatrona - Fattoria Petrolo 2010  
CHF 64.80

JAMES SUCKLING 95  
Biserno - Tenuta di Biserno,  
L&P Antinori 2009  
CHF 102.60

ROBERTO PARKER 92  
Guidalberto - Tenuta San Guido 2011  
CHF 29.15

Giusto di Notri - Tua Rita 2011  
CHF 56.15

Magari - Ca Marcanda,  
Gaja Angelo 2011  
CHF 39.95

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.  
Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

NEU IM SORTIMENT

ROBERTO PARKER 94  
2011  
LE SERRE NUOVE  
DELL'ORNELLAIA  
TENUTA DELL'ORNELLAIA  
CHF 44.30

JAMES SUCKLING 97  
2009  
QUADO AL TASSO  
ANTINORI  
CHF 69.10

2010  
PINO DI BISERNO  
TENUTA DI BISERNO  
L&P ANTINORI  
CHF 37.80

ARVI  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVI SA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
WWW.ARVI.CH



«Live on Ice» in Küsnacht ZH

# Candlelight-Dinner am Zürichsee

Eislauf-Show, Apéro und Verführerisches aus der Küche –  
geniessen Sie die einmalige Atmosphäre von «Live on Ice» im  
Romantik-Seehotel «Sonne».

Direkt am Zürichsee liegt das Romantik See-  
hotel «Sonne», in dessen Garten die roman-  
tische Eisbahn steht. Das Haupthaus wird  
vom international bekannten Lichtkünstler  
Gerry Hofstetter beleuchtet.

Arrangieren Sie zu zweit, im Familienkreis  
oder mit Ihrer Firma einen unvergesslichen  
Event. «Live on Ice» im Romantik-Seehotel  
«Sonne» ist ideal, um eine stimmungsvolle  
Zeit zu verbringen.

## Open-Air-Käsefondue

Jeden Dienstag im November und im Januar:  
Fondue-Plausch mit der besten Käsemischung  
in der Region.

## Romantic Wednesday

Jeden Mittwoch um 19.30 Uhr: Bezaubernde  
Eislaufshow mit den Sunny Ice Angels auf  
dem romantischen Eisfeld. Anschliessend

Apéro am stimmungsvoll dekorierten Tisch,  
gefolgt vom romantischen Abendessen bei  
Kerzenlicht.



## Weltwoche-Spezialangebot

### Candlelight-Dinner am Zürichsee

vom 10. November 2013 bis 23. Februar 2014

4-Gang-Überraschungsmenü mit passendem  
Wein exklusiv für Platin-Club-Members. Fr. 127.–  
pro Person, inkl. je 1 Glas Schaumwein, Weiss-  
und Rotwein. Buchbar: täglich, nach Verfügbarkeit.  
Nur mittwochs: inkl. Eislaufshow 19.30 und Apéro.

### Übernachtung:

Seezimmer für 2 Personen, Fr. 255.– (inklusive  
Frühstücksbuffet, Parkplatz und Welcome-Drink)

### Bedingungen:

Angebot gültig für 2 Personen pro Platin-Club-  
Karte, nach Verfügbarkeit. Montags ist die Eisbahn  
geschlossen.

### Reservationen:

Romantik-Seehotel «Sonne», Telefon 044 914 18 18  
Kennwort «Weltwoche Platin-Club»

### Veranstalter:

Romantik-Seehotel «Sonne», Seestrasse 120,  
8700 Küsnacht, Telefon 044 914 18 18  
www.sonne.ch, home@sonne.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Berner Verkehrs-Wahnsinn

Nach einer neuen Millionengebühr für Güsel und einem Verbot für Einweggeschirr plant SP-Politikerin Ursula Wyss in der Bundesstadt den nächsten Streich ihrer grünen Planwirtschaft: Diesmal trifft es die Autofahrer. *Von Philipp Gut*



«Schlüsselprojekte»: Berner Gemeinderätin Wyss.

Die Stadt Bern wird, Schritt für Schritt, Regierungsbeschluss für Regierungsbeschluss, zu einer Art Sonderzone für eingeschränktes Wirtschaften umgebaut. Federführend ist SP-Frau Ursula Wyss, vormalis Fraktionschefin der Sozialdemokraten im eidgenössischen Parlament.

Ihr erster Streich sind neue Millionengebühren, mit denen das Gewerbe für die Abfallentsorgung im öffentlichen Raum aufkommen soll («Berner Güsel-Wahnsinn, Teil 1», *Weltwoche* Nr. 43). Das Vorhaben, das bei Betroffenen und Verbandsvertretern vehementen Widerstand hervorrief, treibt den Verursacherbegriff in neue Dimensionen. Die Stadt will neuerdings sogenannte sekundäre Verursacher wie Läden, Takeaways und so weiter zur Kasse bitten. Auch Produzenten und Importeure von Waren müssen dafür bezahlen, dass Reste der Produkte später womöglich auf Berner Stadtgrund entsorgt werden.

Schliesslich zielt Wyss mit der Wortneuschöpfung «Präsenzverursacher» auf das Portemonnaie jener, welche die Bundesstadt attraktiv machen und Leute anlocken: Kinos, Bars, Veranstalter et cetera. Auch sie gelten per obrigkeitlicher Definition künftig als «Abfallverursacher» und müssen die neue Gebühr entrichten, die einzelne Betriebe bis zu mehreren zehntausend Franken kostet. Wyss' zweiter Streich ist eine erweiterte «Mehrwegpflicht»,

die nicht nur für sämtliche städtischen Betriebe, sondern etwa auch für Kebab-, Marroni- und sonstige Verkaufsstände gilt («Berner Güsel-Wahnsinn, Teil 2», Nr. 44). Darüber, ob auch Private, die in einem Stadtpark grillieren, ausschliesslich massives Mehrweggeschirr verwenden dürfen und sich beim Gebrauch von Papiertellern strafbar machen, zerbrechen sich die Beamten in Wyss' Direktion für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün derzeit noch die Köpfe.

## Tempo 30 auf Zufahrtsachse

Der dritte Streich wurde vor wenigen Wochen in der Gemeinderatssitzung vom 16. Oktober abgesegnet. Wyss will den Zugang zur Innenstadt für den motorisierten Individualverkehr teilweise massiv einschränken. Nach langer Vorlaufzeit liegt jetzt der sogenannte Teilverkehrsplan motorisierter Individualverkehr für den Stadtteil 5 vor, also die Gebiete Breitenrain und Lorraine, die sich nördlich der Altstadt über den Kursaal bis zum Stade de Suisse (Wankdorf) und zur Autobahn erstrecken. Die Massnahmen haben eine klare Stossrichtung: Die freie Mobilität der Autofahrer soll eingeschränkt, ÖV, Velo- und Fussverkehr dagegen sollen aufgewertet und gefördert werden. Dazu hat die Stadt sieben «Schlüsselprojekte» definiert.

Die Eingriffe sind teilweise drastisch. So wird die zentrale Breitenrainstrasse für Autos

und Motorräder gesperrt, «zu Gunsten eines dem Fuss- und Veloverkehr vorbehaltenen Platzbereichs mit Sitzbänken und Brunnen». In ganzen Strassenzügen sind «bauliche Anpassungen» geplant – alle mit dem Ziel, den Verkehrsfluss zu bremsen. Grossflächig soll im Breitenrain-Quartier zudem Tempo 30 eingeführt werden.

## Wie im Krieg

Wie weit Ursula Wyss dabei geht, zeigt sich beim Schlüsselprojekt «Aufwertung Nordringachse». Das Kriechregime soll nämlich nicht bloss auf weitere Quartierstrassen, sondern teilweise auch auf wichtige Zufahrtsachsen (das sogenannte Basis- und Übergangnetz) ausgedehnt werden. So ist zwischen Lorrainebrücke und Wankdorfplatz, neben «gestalterischen Verbesserungen», auch die «abschnittsweise Prüfung von Tempo 30 geplant», wie es im Bericht der Wyss-Direktion heisst.

Ein weiteres Schlüsselprojekt betrifft die «Nachtruhe Breitenrain». Im Zentrum des Quartiers sollen «Zielwerte für die nächtliche Verkehrsmenge» und «Lärmgrenzwerte» festgelegt werden. Je nach Bedarf werden dann «Nachtfahrverbote» oder «nächtliche Durchgangssperren» eingeführt.

Als handle es sich um die Abwehr feindlicher Armeen und Panzerbrigaden (und nicht um selbstbestimmte Anwohner), ist selbst innerhalb des Quartierstrassennetzes von «Durchfahrtswiderstand» die Rede, der «hoch zu halten respektive zu erhöhen» sei.

Das planungspolitische Zauberwort heisst «Verträglichkeit». Dabei gehen die Stadtobere stillschweigend davon aus, dass Busse, Trams, Velofahrer, Fussgänger, unabhängig von Anzahl und Immission, grundsätzlich immer «verträglich» sind, während die Automobilisten schnell einmal die Grenze zur «Unverträglichkeit» überschreiten. So heisst es im Wyss-Bericht: «Die Verträglichkeit ist ein Mass für die Konflikträchtigkeit zwischen dem Autoverkehr und dem Fuss- und Veloverkehr, dem öffentlichen Verkehr und der Umwelt.»

Davon, dass die Stadt Bern und die lokale Wirtschaft von den Autofahrern aus Nah und Fern auch profitieren, wollen Ursula Wyss und ihre Regierungskollegen nichts wissen. Sie sehen im motorisierten Verkehr ein Übel, das es möglichst zu «vermeiden» gilt. Das Berner Gewerbe ist nicht zu beneiden. ○



# Intrigen im Steueramt

Das Scan Center Zürich kommt nicht zur Ruhe. Obwohl die Leitung dieser Abteilung der Stadt Zürich mehrfach ausgewechselt wurde, reissen die Klagen über Mobbing nicht ab. Die Querelen erzeugen Hunderttausende Franken an Kosten und beschäftigen nun auch den Bezirksrat. *Von Alex Reichmuth*

Einen neuen Chef zu bekommen, das erleben die Mitarbeiter des Scan Center Zürich fast jährlich. Fünf Mal wechselte die Leitung dieser Abteilung des Stadtzürcher Finanzdepartements in den letzten sechs Jahren. Keine von ihnen brachte Ruhe in die Abteilung. Das Scan Center gehört zum Steueramt und ist für die elektronische Erfassung von Steuererklärungen zuständig. Seit Jahren klagen Angestellte über Intrigen und Mobbing. Der «menschliche Umgang» sei himmeltraurig.

Die Konflikte kommen den Steuerzahler teuer zu stehen. 2011 diagnostizierte ein externer Berater für ein Honorar von 88 000 Franken eine «massive Führungskrise» beim Scan Center (*Weltwoche* Nr. 9/12). Wieder einmal kam es zu einem Wechsel an der Spitze: Der damalige Leiter musste gehen. Wie die *Weltwoche* aus sicherer Quelle weiss, wurde dieser anfänglich fristlos entlassen – wegen angeblicher sexueller Belästigung. Nach juristischer Gegenwehr des Beschuldigten musste die Stadt nachgeben. Sie schickte den Leiter stattdessen in den vorzeitigen Ruhestand, was 250 000 Franken gekostet haben soll. Es wurde Stillschweigen beschlossen.

Im Herbst 2011 setzte der damalige Vorsteher des Finanzdepartements, Martin Vollenwyder (FDP), höchstpersönlich einen neuen Leiter des Scan Center ein. «Ich bin hier, um Ruhe in den Laden zu bringen», bestätigte der neue Leiter gegenüber dem *Tages-Anzeiger*. Seine Erfahrungen müssen frustrierend gewesen sein, denn nach nur einem guten Jahr verliess er das Scan Center wieder. Offenbar versuchte man im Steueramt noch, ihn zu halten, und wechselte rasch seinen direkten Vorgesetzten aus, den Leiter des «Bereichs Steuern II». Bruno Fässler, Chef des Zürcher Steueramts, bestätigt diese «Ablösung».

## Kündigung aus fürsorgerischen Gründen

Von Problemen beim Scan Center will Fässler aber nichts wissen. Die früheren Schwierigkeiten seien «längst gelöst». Dieser Behauptung stehen die Erfahrungen von Thomas Mürer\* entgegen. Dieser trat Anfang Februar eine befristete Stelle beim Scan Center an. Am ersten Arbeitstag erfuhr er von der seltsamen Regelung, dass der Lohn jeweils Mitte Monat abgerechnet und Ende Monat ausbezahlt werde. Deswegen sollte er Ende Februar erst einen halben Monatslohn erhalten. Mürer sah einen finanziellen Engpass kommen und erkundigte sich per Mail bestimmt, aber jederzeit kor-

rekt über einen Vorschuss, der ihm mündlich bereits zugesagt worden war.

Das geriet seinen Chefs offenbar in den falschen Hals. Sie wollten ihn noch in der Probezeit loswerden und suchten nach einem Grund für eine Entlassung. «Zuerst liess man mir besonders schwierige Dossiers zukommen, um mich zu Fehlern zu verleiten», sagt Mürer. Er machte aber keine Fehler. Seine Leistung war einwandfrei, bestätigte ihm später der Personalchef des Steueramts auch schriftlich. «Dann versuchte man mir Rückenprobleme anzudichten», so Mürer. Er bekam die Kündigung – aus fürsorgerischen Gründen, wie ihm der Personalchef gesagt habe. Eine Mail an Mürer bestätigt dies: Das Arbeitsverhältnis sei «wie im Gespräch erwähnt aus Gründen der Fürsorgepflicht des Arbeitsgebers» aufgelöst worden, schrieb der Personalchef. Auf der Kündigungsverfügung war als Grund aber «unbefriedigende Zusammenarbeit nach Ansicht des Arbeitgebers» angeführt.

Thomas Mürer rekurrierte beim Stadtrat Zürich gegen die Kündigung. Dieser lehnte den Rekurs im Juni ab. Von einer Entlassung aus fürsorgerischen Gründen war im Ablehnungsschreiben des Stadtrats aber nicht mehr die Rede. Die entsprechende Bestätigung des Personalchefs sei nichtig, weil dieser gar nicht zuständig sei: «Den Aussagen einer sachlich

unzuständigen Person kommt keine entscheidende rechtliche Bedeutung zu.» Stattdessen warf der Stadtrat Mürer nun «geringes Verständnis für betriebliche Abläufe» und Ähnliches vor, um die Kündigung zu rechtfertigen.

Im Juli zog Mürer den Rekurs an den Bezirksrat weiter. Dessen Entscheid steht noch aus. Die Stellungnahme des Stadtrats an den Bezirksrat, unterzeichnet von Stadtpräsidentin Corine Mauch, liegt aber bereits vor. Darin steht, dass sich «der Rekurrent für die ursprünglich vorgesehene Tätigkeit am Hochleistungsscanner nicht eignete». Mürer hatte aber keine Minute an diesem Scanner gearbeitet. Sein Fall zeugt nicht nur von einem Zuständigkeits-Chaos beim Scan Center, sondern auch davon, dass die Führung der Stadt Zürich einen stossenden Umgang mit Mitarbeitern deckt. Der finanzielle Aufwand, um die Kündigung Mürers zu verteidigen, dürfte beträchtlich sein. Auf Anfrage schreibt das Steueramt, obige Darstellung von Mürers Erfahrungen treffe «in mehreren Punkten nicht zu». Wegen des laufenden Verfahrens könne man aber keine Stellung nehmen.

Seit einigen Tagen hat das Scan Center wieder einmal einen neuen Leiter. Ob er es wohl länger aushält als seine Vorgänger?

\* Name geändert



Zuständigkeits-Chaos: Scan Center Zürich.

# Die letzte Festung

Familie und Mutterschaft erleben eine Renaissance. Schweizerinnen bringen wieder mehr Kinder zur Welt, nicht selten drei oder vier. Heiraten ist in. Und junge Mütter bleiben vermehrt zu Hause bei ihren Kindern. Die Familie, so scheint es, ist nicht totzukriegen. *Von Daniela Niederberger*

Als man schon glaubte, die klassische Familie sei ein Modell von gestern, wurden Familie und Mutterschaft in breiten Kreisen wieder wichtig. Das sieht man nicht nur daran, dass zwei Drittel der Befragten in einer Umfrage des Gfs-Instituts die Familieninitiative der SVP unterstützen – was Kommentatoren rundum in einen Schockzustand versetzt haben muss, wie man sieht, wenn man die Artikel liest, die in der Folge erschienen sind. Wer noch bei Trost sei, müsse die Familieninitiative ablehnen, das sei doch sonnenklar, schreibt etwa die *Zeit* in ihrer Schweizer Ausgabe und bringt in einem Rundumschlag allerlei Argumente: Schlechterverdienende würden benachteiligt, die Initiative sei unsozial, die ökonomische Realität «schreie» nach Frauen, und Beziehungen, in denen sich Paare die Erwerbsarbeit teilten, hielten länger.

Das Volk, das offenbar nicht mehr bei Trost ist, denkt anders. Es will die Familie. Das lässt sich etwa daran ablesen, dass in den letzten Jahren ein kleiner Babyboom eingesetzt hat, und zwar bei den Schweizerinnen, die nun gerne auch drei oder vier Kinder bekommen. Professor Daniel Surbek, Chefarzt Geburtshilfe am Berner Inselspital, sagte dem *Blick*: «Frauen wollen heute ganz bewusst wieder grosse Familien. Zweite, dritte, vierte Kinder sind keine Seltenheit mehr.» Bei den Ausländerinnen stagniert die Kinderzahl. Am Zürcher Triemlispiital hatte man noch nie so viele Geburten wie im vergangenen Jahr.

Es wird auch wieder mehr geheiratet. Gut 42 600 Paare gaben sich 2012 das Jawort, 39 800 waren es im Jahr 2000. Bei Mery's Brautmode in Zürich, wo vor allem klassische weisse Hochzeitskleider verkauft werden, merkt man seit rund fünf Jahren, wie die Heiratsfreude zunimmt. «Wir konnten zwei Filialen eröffnen und zweimal umbauen», sagt Geschäftsführer Lazar Cebbar. Er stellt fest, dass die Leute wieder mehr üppige Feste veranstalten, bei denen «Deko, Details, das ganze Drumherum» stimmen müssen. Wohl deshalb «schießt jeden Monat ein neuer *wedding planner* aus dem Boden», so Cebbar. Im deutschen Privatfernsehen läuft mit Erfolg die Serie «4 Hochzeiten und eine Traumreise», eine Art Wettbewerb um das schönste Hochzeitsfest.

«Die bürgerliche Kleinfamilie und die Mutterschaft erleben zurzeit eine Renaissance», sagt Soziologieprofessor François Höpflinger. «In den neunziger Jahren verzichteten gut ausgebildete Frauen häufig auf Kinder. Das

hat sich in den letzten Jahren geändert.» Was ist die Ursache? Höpflinger sieht zwei Gründe: Erstens macht er eine Gegenbewegung zur Individualisierung aus, die in den sechziger und siebziger Jahren einsetzte und als übertrieben wahrgenommen wurde. Singles, in den siebziger Jahren Symbol für Freiheit, wurden plötzlich negativer bewertet. Zweitens hätten der rasche wirtschaftliche Wandel und die Krisen der letzten Jahre kleine, familiäre Gemeinschaften gestärkt.

## «Selbstbewusste Mütter»

Es gebe immer mehr Studien, die zeigten, wie wichtig stabile Partnerbeziehungen für die Kinder seien und für die Reduktion von Armut. «Heiraten wirkt sich integrativ aus.» Generell, stellt der Familiensoziologe fest, habe in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Traditionalisierung stattgefunden. «In vielen Dingen haben die Leute wieder konservativere Vorstellungen und Werte als noch in den achtziger Jahren», sagte er kürzlich dem *Tages-Anzeiger*. Als Beispiele nennt er Brauchtümer wie Schwingen und Trachtentragen, die äusserst populär seien. Es gebe allenthalben Mittelaltermärkte, die Volksmusik werde neu entdeckt. Es sei wieder angesagt, Konfitüre selber zu machen, Früchte einzukochen und Wollmützen zu stricken. Höpflinger spricht von einer «urbanen Heritage-Industrie» mit dazugehörigen Magazinen und Fernsehsendungen.

Der Soziologe hat ausserdem beobachtet, dass jüngere Frauen sich ganz bewusst dafür entscheiden, ein paar Jahre zu Hause zu bleiben, wenn sie Mutter werden. «Sie merken, dass die Phase mit den Kindern so kurz ist, dass es Sinn ergeben kann, sich voll auf diese Aufgabe zu konzentrieren.» Meist hätten diese Frauen eine gute Ausbildung, seien gut vernetzt und verfügten über intakte Karrierechancen. «Sie denken nicht mehr in feministischen Kategorien. Sie sehen Mutterschaft nicht als Hindernis, sondern als eine Phase im Leben, die es auszukosten gilt. Die Leute werden heute neunzig Jahre alt. Da lässt sich vieles nachholen, das realisieren diese Frauen», sagt Höpflinger. Er nennt sie «selbstbewusste Mütter». Sie seien so selbstbewusst, dass sie kein Problem damit hätten, die Socken ihres Partners zu waschen.

Wie zentral für die Menschen die Familie ist, zeigt eine Umfrage des deutschen Instituts für Demoskopie Allensbach. Auf die Frage, was im Leben das Wichtigste sei, landete die Familie im Vergleich zu Beruf, Hobby und Freunden

mit Abstand auf dem ersten Platz bei den über 1600 Befragten. Die Eltern setzten die Familie zu 90 Prozent an die vorderste Stelle, aber selbst Singles gaben zu 56 Prozent an, die Familie sei das Wichtigste.

Von staatlichen Stellen wird den Leuten suggeriert, Mütter wollten nichts lieber als möglichst viel arbeiten und Karriere machen. Die Kinder sähen sie in Krippe und Hort bestens aufgehoben. Dass dem nicht so ist, zeigte sich kürzlich in der Stadt Zürich. Das Schuldepartement kündigte an, man wolle den obligatorischen Mittagstisch testen. Alle Kinder müssten in der Schule essen. Es gab einen Aufschrei. «Wir wollen unsere Kinder über Mittag sehen», war der Tenor der Mütter.

«Der Staat und die Familien sind immer etwas im Clinch», sagt Höpflinger. Das war schon im 19. Jahrhundert so, als der Staat gegen den Willen der Eltern die Kinderarbeit verbot, um die Schulpflicht durchzusetzen. Heute sind schlechte Sprachkenntnisse von Ausländerkindern, ungesunde Ernährung und zu hoher Fernsehkonsum die Argumente, um die Kinder möglichst lange in der Obhut der Schule zu lassen.

## Mit den Kindern in Schweden

Käthi Kaufmann-Egger hat fünf Kinder. Sie gründete 1996 die IG Familie 3plus. Heute ist die Interessengemeinschaft, die sich für Grossfamilien einsetzt, im Besitz von über 2000 Mitgliederadressen. «Paare mit vielen Kindern fühlen sich manchmal einsam», sagt sie. Drei Kinder, das gehe noch, aber mehr werde als «nicht ganz normal» empfunden. Man höre dumme Sprüche wie: «Das ist ja wie bei den Chüngeln», oder: «Das sind sicher Fundamentalisten».

Die IG soll Grossfamilien Mut machen, im Sinn von: «Hallo, es gibt noch andere, und die sind auch cool.» Die Mitglieder helfen sich gegenseitig aus, etwa mit gebrauchten Kleidern. Für Familien mit kleinem Budget gibt es vergünstigte Lebensmittel und Hilfe bei der Ferienfinanzierung.

Gegner der Familieninitiative führen gerne die Kosten ins Feld, die entstünden, wenn nun auch jene Familien, die ihre Kinder zu Hause betreuen, Steuerabzüge machen könnten. Käthi Kaufmann erinnert an die teuren Therapieplätze für missratene Jugendliche. «Es ist gescheiter, ein paar Tausender in Familien zu buttern, so dass nachher keine aufwendigen Therapien nötig sind.» Das Muttersein sei ein «Dienst an der Gesellschaft». Ihre Kinder seien



«Phase im Leben, die es auszukosten gilt.»

keine ruhigen Kinder gewesen. «Doch in der Schule waren sie zurückhaltend. Die mussten dort nicht auffallen, sie haben ihre Hörner daheim abgestossen.» Sie ist der Meinung, man könnte sich viele Therapien sparen, wenn die Kinder schon zu Hause in der Gruppe üben könnten, wie es ist, «wenn man nicht immer zuvorderst steht».

Das Ehepaar Kaufmann hatte zwei Kinder, und die Frau arbeitete als Lehrerin, als der Mann eine Stelle in Schweden annahm. Dort kamen drei weitere Kinder dazu, weil die Mutter nicht arbeiten konnte. Wenn sie mit ihrer Schar unterwegs war, glaubten die Schweden, sie sei mit den Kindern einer Tagesstätte unterwegs. «Dabei war ich dankbar, dass ich meine Kinder selber ausführen konnte.»

In Schweden durften die Mütter damals achtzehn Monate zu Hause bleiben, wenn sie ein Kind bekamen, der Lohn wurde weiterhin bezahlt. Käthi Kaufmann bekam ihre dort geborenen Kinder zufällig im Achtzehn-Monate-Takt. Die schwedischen Bekannten lachten und sagten augenzwinkernd: «Wir machen das auch so.» Sie glaubten, die Kaufmanns bezögen ebenfalls Staatsgeld, was nicht der Fall war.

Rosmarie Schindler ist 28 Jahre alt, ihr Mann, Schreiner von Beruf, ebenfalls. Das im Aargau

lebende Ehepaar hat drei Kinder, im Frühling kommt das vierte. «Ich wusste schon mit sechzehn Jahren, dass ich unbedingt Kinder haben möchte.» Nach dem ersten Kind hätte sie sich auch vorstellen können, dass dieses ein Einzelkind bleiben würde. Doch je mehr Kinder kamen, desto mehr wollte sie. Rosmarie Schindler bleibt zu Hause. «Ich möchte nichts anderes. Ich habe nicht mal eine abgeschlossene Lehre.» Dafür hat sie die Kantonsschule gemacht. «Es ist mir wichtig, dass mein Mann und ich die Hauptpersonen bei der Erziehung unserer Kinder sind. Wir prägen ihre Werte, religiöse, politische, ethische.» Wenn sie zu fünfzig Prozent abwesend wäre, könnte sie das nicht. Sie hat einige Freundinnen, die auch Vollzeitmütter sind. Sie möchte noch einige Jahre zu Hause bleiben, weil sie der Ansicht ist, dass auch «ein Primarschulkind nach Hause kommen dürfen soll, und das Mami ist da und hat gekocht». Sie hat Mühe damit, «wie einem Tagesschule und Krippe als Bereicherung angedreht werden». Dies resultiere aus dem schlechten Gewissen vieler Alleinerziehender und arbeitender Mütter, davon ist sie überzeugt. «Da muss man sich irgendetwas zurechtzimmern, um sie zu besänftigen.»

Bei den Forsters meldet sich am Telefon eine Kinderstimme: «Hallo, da isch Lenia.» Die Mutter, Rahel Forster, gibt der vifen Zweiein-

halbjährigen ihr Zmorge, dann hat sie Zeit zum Reden. Sie, die gelernte Kindergärtnerin, gab den Beruf auf, als der Älteste zur Welt kam. Sie fand den Spagat zwischen Muttersein und Arbeiten schwierig zu meistern. Am Anfang hatte sie Mühe, nur zu Hause zu sein. «Es ist schwer, sich selber noch wertvoll zu fühlen.» Die Gesellschaft erwarte etwas anderes. Kaum habe eine Frau Kinder, komme die Frage: «Wann arbeitest du wieder?»

### Wichtig für Pubertierende

Familiensoziologe Höpflinger hat für sein neues Buch Familien gefragt, was für sie Glück sei. Gegenseitige Unterstützung, Gemeinschaft, Intimität, dass man sich hilft bei Schwierigkeiten: Das sind, kurz gesagt, die Resultate. Selbst Pubertierenden ist die Familie wichtig. Sie möchten Unterstützung erhalten, wenn sie eine Dummheit gemacht haben.

Das Modell Familie scheint sich hartnäckig zu halten, allen Versuchen des Staates zum Trotz, Frauen vom Herd wegzubringen und Kinder möglichst lange in der Schule zu behalten. «Die Familie entzieht sich politischer und staatlicher Steuerung», sagt Höpflinger. Das habe man in der DDR und anderen Ostländern gesehen. «Die Sowjetunion wollte die Familie vernichten.» Das sei ihr nicht gelungen. ○

# Die Sechs-Milliarden-Franken-Frau

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf fordert aus heiterem Himmel höhere Eigenkapitalvorschriften für die Schweizer Banken. Abgesprochen wurde nichts. Die Aktienkurse von CS und UBS stürzen ab. Sechs Milliarden Franken werden vernichtet. *Von Roger Köppel*



*Arrogante Unzweideutigkeit:* Bundesrätin Widmer-Schlumpf am vergangenen Samstag in Chur.

Vielleicht werden die ersten zwanzig Jahre des 21. Jahrhunderts in Schweizer Geschichtsbüchern einmal als die Epoche der sorglosen Wohlstandsvernichtung beschrieben werden, als dekadente Spätphase einer phantastischen Erfolgsgeschichte, die wie so viele Erfolgsgeschichten leider in Sattheit, Bequemlichkeit und fatale politische Irrtümer mündete.

Gedanken dieser Art müssen den Betrachter befallen, wenn er sich die jüngsten politischen Regungen besieht. Letzten Samstag liess Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf an der Fünfjahresfeier ihrer Fünfprozentpartei BDP mit aufreizender Beiläufigkeit eine Bemerkung fallen, die die Aktienmärkte erschütterte und die Grossbanken UBS und Credit Suisse ins Mark traf, ein Rückenschuss, der die Kurse stürzen liess und sechs Milliarden Franken Börsenwert vernichtete. Die beiden Unternehmen liessen sich nach aussen nichts anmerken, aber intern ist man schockiert.

Widmer-Schlumpf, die «Sechs-Milliarden-Franken-Frau» (Oswald Grübel), sagte an ihrer BDP-Tagung sinngemäss, die beiden Grossbanken seien nach wie vor besorgniserregend unterkapitalisiert, auf jeden Fall müsse die angestrebte Eigenkapitalquote von rund 4,5 Prozent bis 2019 auf mindestens 6 Prozent, wenn nicht auf 10 Prozent hochgeschraubt werden. Dass sich ein solcher Schritt einschneidend auf

das Geschäftsmodell der Banken auswirken würde, war der Bundesrätin bewusst. Die *Schweiz am Sonntag* zitierte Widmer-Schlumpf, wonach die verschärften Kapitalanforderungen «automatisch» dazu führen würden, «dass die Banken sich überlegen müssten, ob sie das Investmentbanking beibehalten wollen».

Abgesprochen war nichts. Die Banken erfuhr es aus den Medien. Gespenstisch von Kritik verschont blieb Widmer-Schlumpf, die mit ihrem Vorpreschen nicht nur Milliarden zerstörte und das Vertrauen in die Banken untergrub, sondern auch die nonchalante Arroganz vorführte, mit der sich die Politik neuerdings ins Geschäftsleben einmischte.

Widmer-Schlumpfs Vorstoss ist unmöglich, sachlich wie politisch. Politisch: Wieder einmal setzt sich die Bündnerin unkollegial über Abmachungen und Pläne hinweg. Bundesrat, Finma und Banken hatten sich darauf geeinigt, bis 2019 bestimmte Eigenkapitalvorschriften umzusetzen, eine Zwischenbilanz wäre 2015 fällig geworden. Das alles ist jetzt zur Makulatur gemacht durch die egozentrische Finanzministerin. Widmer-Schlumpf säht, nicht zum ersten Mal, Rechtsunsicherheit und Ungewissheit, was Gift ist für den Finanzplatz.

Sachlich: Man kann Debatten führen über höhere oder tiefere Eigenmittelvorschriften für die Banken, und wir massen uns nicht an,

die richtige Lösung zu kennen. Gewiss ist es nicht falsch, über dickere Polster nachzudenken, aber nicht so. Sicher falsch ist die arrogante Unzweideutigkeit, mit der Widmer-Schlumpf sich zur Nennung konkreter Zahlen versteigt. Mit Verlaub: Die Finanzministerin hat noch nie einen Bleistift im freien Markt verkauft. Wenn Bundesräte mehr vom Geschäft und dessen Risiken verstehen als Bankiers, warum sind sie dann Bundesräte und nicht Bankiers?

## Schlafwandelnd in den Niedergang

UBS und Credit Suisse sind bereits heute mit die bestkapitalisierten europäischen Banken. Widmer-Schlumpf und ihre Souffleure behaupten zwar, international seien die amerikanischen Banken stabiler. Tatsache ist jedoch, dass sich die Bilanzstrukturen nicht vergleichen lassen. Die US-Banken stehen nur deshalb scheinbar besser da, weil sie etwa ihr Hypothekengeschäft aus der Bilanz nehmen können, was den Schweizer Banken verwehrt ist.

Tatsache ist auch, dass neuerlich verschärfte Eigenmittelvorschriften die Ertragskraft der Banken stark einschränken und ihr Geschäftsmodell fundamental verändern werden. Ob es wünschbar ist, dass UBS und CS im Investmentbanking das Feld vollends räumen müssen, sollte nicht von Bundesräten vorgespurt oder gar entschieden werden. Man bedenke zudem: Solange die Banken schrumpfen, kann die Wirtschaft nicht wachsen. Höhere Kapitalvorschriften bedeuten höhere Preise und schlechtere Zinsen. Die US-Banken werden als grosse Gewinner aus dem Rennen gehen.

Man darf die Psychologie nicht unterschätzen. Bundesbern ist nachhaltig traumatisiert vom Fall UBS, dabei ist gerade die vielgescholtene Grossbank ein Beispiel dafür, wie gut und schnell sich ein Unternehmen selbst nach schweren Fehlern erholen kann. Wir erinnern uns: 2008 klopfte die wankende UBS um Hilfe an beim Bund. Kaum ein Jahr später stieg der Staat mit einem Gewinn von 1,24 Milliarden Franken wieder aus, während die UBS ab Ende 2009 in der Lage gewesen wäre, die profitabel an die Nationalbank ausgelagerten Giftpapiere zurückzukaufen. Inzwischen ist die UBS die bestkapitalisierte Bank Europas mit beträchtlichem Vertrauensrückgewinn.

Schlafwandelt die Schweiz ihrem wirtschaftspolitischen Niedergang entgegen? Wird der Reichtum der Vorfahren leichtfertig verjuxt? Die Banken brauchen dringend politische Freunde in Bern. ○



Wirtschaft

## Selbstmord aus Todesangst

Die «Occupy»-Koryphäe David Graeber wird in etlichen Medien als visionärer Vordenker gefeiert. Dabei ist er nicht nur ein ökonomischer Laie, sondern ein gefährlicher falscher Prophet.

Von Philip Plickert

Im Zuccotti-Park im Finanzdistrikt von New York demonstriert niemand mehr. Das «Occupy»-Zeltendorf vor der Europäischen Zentralbank in Frankfurt wurde vor gut einem Jahr aufgelöst, als die Ratten es zu erobern drohten. Am Ende stritt man sich nur noch darüber, wer Müll und Fäkalien wegräumt. «We are the 99 percent», hatte das «Occupy»-Motto anfangs getönt. Zum Schluss waren nicht einmal mehr 99 echte Aktivisten übrig.

Die «Occupy»-Bewegung ist tot, doch ihr Vordenker David Graeber tourt weiter durch die Lande. Manchen Medien gilt der in London lehrende Anthropologe und bekennende Anarchist, der Erfinder des 99-Prozent-Slogans, als ein Meisterkritiker des Finanzkapitalismus. Jüngst kam der 52-Jährige erstmals für eine Vortragsreise in die Schweiz. Das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) war begeistert und bot ihm mehrmals ein Forum. In Freiburg hat man sein «Schulden»-Buch jüngst für ein Theaterstück adaptiert.

Eine moralische Verantwortung, Schulden zurückzuzahlen, gebe es nicht, behauptet Graeber. Schulden beruhen auf Gewalt, Ausbeutung und Unterdrückung. Man sollte alle Schulden auf der Welt einfach streichen. Das ist die zentrale Botschaft in Graebers Wälzer über 5000 Jahre Schuldenwirtschaft. Streckenweise ist das Buch durchaus interessant und anregend zu lesen. Insgesamt aber erscheint es als eine Geschichtsmontage mit logischen Sprüngen und gewagten Spekulationen, die Graeber aus ethnologischen, anthropologischen und historischen Studien ableitet.

Wirtschaftsliberale Denker, beginnend mit Adam Smith, haben sich die Geschichte der Menschheit als evolutionären Prozess vorgestellt: Seinen natürlichen Anlagen folgend, habe der Mensch erst die Tauschwirtschaft entwickelt und dann Geld als Zahlungsmittel zur Erleichterung des Tauschhandels. Graeber bezeichnet diese Geschichtserzählung als Mythos. Tauschhandel habe es in früheren Zeiten nur wenig gegeben. Geld sei eine staatliche Erfindung. Die «wahren Ursprünge des Geldes [sind] bei Verbrechen und Vergeltung zu finden», schreibt er. Der Staat, Kriegsherren und vor allem die Kapitalisten hätten die Menschen unters Schuldenjoch gezwungen. Und zusätzlich zur finanziellen Last erlegten sie den Ausgepressten auch noch moralische Schuldgefühle auf.

«Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte von Schuldenkämpfen», schreibt Graeber. Alle revolutionären Bewegungen von der Antike über die Bauernkriege bis zur Französischen Revolution seien aus Schuldenkrisen erwachsen. Die 2008 ausgebrochene Finanzkrise betrachtet er als Wetterleuchten vor dem endgültigen Kollaps des Kapitalismus. Doch Graeber teilt das Schicksal Karl Marx', auf den er sich beruft. Er spricht wortgewaltig das Todesurteil über den Kapitalismus, doch bleibt die Alternative nebulös. Graeber hängt



Nebulös: Anthropologe Graeber.

einer verschwommenen Vorstellung vom Urkommunismus an: Einfache, unverdorbene («primitiv» würde er nie sagen) Gemeinschaften mit Menschen, die sich gegenseitig Güter leihen und schenken, aber keinen kommerziellen Tausch betreiben, sind sein Ideal. Kommunismus stehe für die Liebe. Hoffnung setzt Graeber auch auf den Islam, der Zinsen verbietet, wengleich dieses Verbot in der Praxis mehr oder weniger geschickt umgangen wird.

Im Alten Testament sind «Jubeljahre» zur Annullierung aller Schuldscheine erwähnt. Bei den Sumerern und Babyloniern hatte es gelegentlich Schuldenschnitte gegeben. Doch

was wären heute die ökonomischen Konsequenzen eines globalen Schuldenschnitts? Wie eine Atombombe würde er in unsere hochvernetzte Finanzwelt und Wirtschaft einschlagen. Graeber mag das begrüßen, aber wäre es im Sinne der «99 Prozent»? Bei einer globalen Bankenkrise würden auch sämtliche Guthaben ausgelöscht. Auf den Bankenkollaps folgte eine Weltrezession. Sämtliche Pensionskassen würden zusammenbrechen, denn viele kapitalgedeckte Altersvorsorgepläne hätten sich in Luft aufgelöst. Ein Heer von enteigneten Alten würde in die Sozialkassen drängen.

### Gefährlich und naiv

Ganz offensichtlich ist Graeber ökonomisch nicht nur ein Laie, sondern ein gefährlicher Naivling. Er plädiert für Selbstmord aus Angst vor dem Tod. Schuldtitel sind letztlich Eigentumsrechte. Ohne gesicherte Eigentumsrechte würde das Fundament brüchig, auf dem unsere industriellen Wohlstandsgesellschaften aufgebaut sind. Würden Schuldtitel willkürlich gestrichen, also Kapitalgeber mit einem Federstrich enteignet, hätte dies gravierende Konsequenzen. Gläubiger würden für künftige Kredite viel höhere Risikoaufschläge verlangen. Im Extrem gäbe es gar keinen Kredit mehr. Sicherlich legt, wer vor übermäßigem Schuldenmachen warnt, den Finger in eine aktuelle Wunde des Westens. Doch als falscher Prophet gibt Graeber keine praktikable Lösung.

Seine Geschichtsdarstellung verleugnet, dass erst Arbeitsteilung, Handel und funktionierende Kapitalmärkte der Menschheit ermöglichten, sich aus dem Morast ökonomischer Stagnation zu befreien und ein Wohlstandsniveau zu erreichen, von dem sie früher nicht einmal träumen konnte. Im europäischen Mittelalter dezimierten periodische Hungersnöte und Epidemien die Bevölkerung. Erst die industrielle Revolution – begünstigt durch eine liberale Wirtschaftsordnung – machte es möglich, dieser «Malthusianischen Falle» zu entkommen. Ohne Bankiers und Kapitalmärkte, die Unternehmern für Geschäftsideen Geld leihen und dafür Zinsen nehmen, wäre dieser Aufbruch und Aufstieg nicht möglich gewesen.

Philip Plickert ist Wirtschaftsredaktor der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

# DIE BESTEN DJ'S EXKLUSIV AUF



**DAVID GUETTA**  
JEDEN SAMSTAG 23 UHR



**BOB SINCLAR**  
JEDEN SAMSTAG 22 UHR



**PETE TONG**  
JEDEN SAMSTAG 24 UHR

# JETZT ÜBERALL

AUCH AUF **105 DAB+** (DIGITALRADIO), **105.CH**

# Berufspendler steigen vermehrt auf den Grippe Typ E um.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.  
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».

# Auf «Janus» folgt «Mira»

Für den Bundesrat steht ein neues Krypto-Handy bereit. Hergestellt wird das Modell mit Namen Mira von der Schweizer Firma Omnisec. Ihr Produkt sei für «streng geheime» Gespräche abhörsicher. Recherchen zeigen: Zweifel reichen bis in den innersten Kreis des Nachrichtendienstes. *Von Urs Gehrig*

Gross war das Kopfschütteln über die Naivität der deutschen Bundeskanzlerin, die während Jahren selbst Geheimgespräche über ihr Nokia-Handy geführt hat – und sich so als leichte Beute für die amerikanischen Geheimdienste anbot. Bis vor kurzem allerdings war selbige Nonchalance bezüglich Telefonsicherheit auch in unserer Regierung Usus.

So führte der Bundesrat am 8. Januar 2012 eine Telefonkonferenz zur Affäre um den damaligen Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand durch, ohne dass ihre Diskussion gegenüber allfälligen Abhörern genügend geschützt gewesen wäre. Die Telefonkonferenz sei «zumindes teilweise über ungesicherte Telefonapparate geführt» worden, rügten die Geschäftsprüfungskommissionen (GPK) von National- und Ständerat. Bereits nach der Gaddafi-Affäre hatten die parlamentarischen Aufseher den Bundesrat aufgefordert, «die nötigen Massnahmen zu treffen, um inskünftig die Geheimhaltung auf höchster Stufe» zu gewährleisten.

Anfang Jahr schliesslich haben Bundesrat und Spitzen der Bundesverwaltung auf ihren Handys eine Verschlüsselungs-App namens «Janus» installieren lassen. In der römischen Mythologie ist der doppelgesichtige «Janus» der Gott der Türen und Portale. Wie die breite Öffentlichkeit seit letzter Woche weiss, ist bei «Janus» die Sicherheit zu Ende, ehe ein Geheimgespräch überhaupt begonnen hat.

Evaluiert und beschafft wurde «Janus» vom Bundesamt für Informatik und Telekommunikation (BIT) und vom Informatiksteuerungsorgan des Bundes (ISB). Das Projekt reicht auf das Jahr 2009 zurück und basiert auf einer Lösung der Firma Adeya (zu Deutsch: frei von Angst) mit Sitz in Morges.

«Mit «Janus» lässt sich weitgehend sicher telefonieren», erklärte Peter Fischer, Delegierter des ISB, im Juni der *Schweiz am Sonntag*. «Mit dieser App erreichen wir auf iPhone die Stufe vertraulich.» Von einem Schutz für geheime Kommunikation konnte also nie die Rede sein.

Dass die «Janus»-App keinen Schutz vor Geheimdiensten bietet und einfach zu knacken ist, war bei Sicherheitsexperten inner- und ausserhalb der Bundesverwaltung von Beginn weg klar. Dennoch ist «Janus» bis heute in Gebrauch. Nebst dem Bundesrat haben mehrere hundert Bundesangestellte die App mit dem Römergott auf ihrem Handy installiert.

Doch wozu sich über Altes grämen, wenn Neues vor den Toren steht? Nach den jüngsten

Turbulenzen um das Kanzlerinnen-Handy erklärte Bundespräsident Maurer in der Sonntagspresse: «Wir sind jetzt gerade daran, die Sicherheit nochmals zu verbessern – mit einer neuen Technologie, die wir in den nächsten Tagen oder Wochen einführen.»

## Ein vertrauenswürdiger Partner

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* handelt es sich bei dem neuen Topsecret-Handy des Bundesrates um ein Gerät namens Mira. Entwickelt wurde es von der Firma Omnisec zuhanden der Schweizer Armee. Auch dieses Projekt durchlief – wie «Janus» – eine lange Konstruktionszeit, weil dafür eine spezifische Hardware-Entwicklung nötig war. Mira läuft auf einem im Handel erhältlichen Handymodell. Allerdings mit einem modifizierten, speziellen Betriebssystem.

Wie Bundespräsident Maurer letzte Woche Radio SRF bestätigte, benutzt er seit wenigen Tagen das neue Gerät. «Ich habe das Gefühl, es funktioniert», so Maurer. Technisch sei das

## Als Basis für ihr Krypto-Handy verwendet Omnisec ein Samsung Galaxy S2.

Gerät eine Lösung, die «offensichtlich zum Besten» gehöre, was weltweit vorhanden sei.

Das A und O abhörsicherer Kommunikation lautet: Hardware, Betriebssystem, Verschlüsselung und Software-Implementierung müssen von vertrauenswürdigen Partnern entwickelt werden und überprüfbar sein. Mit Omnisec, so ist man im VBS überzeugt, hat man diesen vertrauenswürdigen Partner gefunden.

Im Bereich Chiffrierung vertraut die Schweizer Armee bereits seit Jahren auf die Firma mit Sitz in Dällikon. Zu ihrem Kerngebiet gehören Verschlüsselungstechniken für Telefonapparate, Faxgeräte und Computer. «Die Omnisec ist ein unabhängiges, privates, rein schweizerisches Unternehmen», schreibt die Firma auf ihrer Website, und verweist auf «mehr als 65 Jahre Erfahrung im kryptografischen Lösungsumfeld».

Die Firma mit Sitz in Dällikon wurde 1987 gegründet und ist ein Spin-off der Gretag AG. Die Firmengeschichte von Gretag reicht in den Zweiten Weltkrieg zurück. Gegründet vom Schweizer Elektroingenieur Edgar Gretener (1902–1958). Sie spezialisierte sich auf die Entwicklung von Chiffriermaschinen und Krypto-

geräten, die sie – wie Omnisec heute – an Armeen, Industrie und Privatfirmen weltweit verkaufte. Gretag erlebte mehrere Besitzerwechsel und wurde schliesslich in verschiedene Firmen aufgeteilt.

Aus heutiger Sicht bemerkenswert sind Vorgänge in der jüngeren Firmengeschichte. Zu Beginn der neunziger Jahre wurde der Kryptologiebereich als Gretag Data Systems AG abgespalten. «Im Oktober 1995», so steht es auf der Website [www.cryptomuseum.com](http://www.cryptomuseum.com), ein virtuelles Museum für Kryptologie aus den Niederlanden, «wurde die Firma von Information Resource Engineering Inc. (IRE) aufgekauft, einem US-Unternehmen, das 1987 von zwei ehemaligen NSA-Ingenieuren gegründet worden war.»

Von 1995 an war der ehemalige Gretag-Zweig also in Händen von zwei Veteranen der National Security Agency, jener tentakelartigen Abteilung des US-Geheimdienstes also, mit deren extensiver Spionagetätigkeit Edward Snowden die Welt seit Monaten in Atem hält.

## Sind die Hintertüren geschlossen?

Unter Sicherheitsspezialisten ist klar: Einmal NSA, immer NSA. Keinesfalls könne ausgeschlossen werden, dass Ex-Geheimagenten dem früheren Herrn – den USA – weiter zudienen. Allerdings konnte der ehemalige Gretag-Zweig unter der Ägide der NSA-Veteranen trotz einer Finanzspritze nicht überleben und wurde Ende 2004 aufgelöst. Die Patente wurden nach der Liquidation veräussert; die meisten wanderten in den Besitz – der Omnisec.

Stellt sich die Frage: Wie unabhängig und neutral ist Omnisec wirklich? Schliesslich will ein Käufer eines Kryptoproduktes absolut sicher sein, dass in seinem Gerät keine *backdoor* eingebaut ist. Als *backdoor* bezeichnet man einen – oft vom Autor eingebauten – Teil einer Software, der es Benutzern ermöglicht, unter Umgehung der normalen Zugriffssicherung Zugang zum Computer oder einer geschützten Funktion eines Computerprogramms zu erlangen.

«Das Unternehmen ist völlig unabhängig, es bestehen keinerlei finanzielle oder besitzmässige Verflechtungen mit anderen Unternehmen oder Körperschaften», deklariert Omnisec auf ihrer Website. Die Firma sei zu hundert Prozent in Schweizer Hand, unterstreicht Clemens Kammer, CEO von Omnisec, im Gespräch. «Unsere Lösungen erfüllen die Klassifizierung «streng geheim».»





«Ich habe das Gefühl, es funktioniert»: Bundespräsident Maurer am Telefon.

Um das Vertrauen der Klienten zu gewinnen, setze Omnisec voll und ganz auf Transparenz. «Unsere Kunden testen unsere Produkte mit ihren eigenen Spezialisten», sagt Kammer. So arbeite Omnisec zusammen mit Ueli Maurer, Professor für Kryptologie an der ETH Zürich. «Hundert Prozent Sicherheit haben wir aber nie», räumt Kammer ein, «einfach, weil die Entwicklung unaufhaltsam fortschreitet.»

Als Basis für ihr Krypto-Handy verwendet Omnisec ein handelsübliches Samsung Galaxy S2. «Wir bauen alles aus und bauen es von Grund auf neu auf», sagt Kammer. Der Kunde könne das Gerät nach dem Kauf selber so abändern, dass Omnisec keinen Zugriff mehr habe. Dies erfordere allerdings bei einem Klienten eine mehrjährige Erfahrung.

Den Stückpreis eines Omnisec-Cryptophone beziffert Kammer auf 2500 bis 3000 Franken.

Dazu kommen Server, Lizenzen und Infrastruktur, so dass bei einer Anschaffung von zwei Telefonen Kosten von rund 150 000 bis 250 000 Franken anfallen.

#### Nur Schweizer Staatsbürger

Die Schweiz macht bloss einen kleinen Teil der Kundschaft von Omnisec aus. Produkte mit der hausgebauten Verschlüsselungstechnik Omnicrypt werden an viele Kunden im Ausland exportiert. Zahlen will Kammer nicht nennen, unterstreicht jedoch, dass der Endkunde in jedem Fall bekannt sein müsse. Abgesegnet wird das Exportprodukt schliesslich vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco).

Die Schweizer Herkunft sei bei der Vermarktung ein grosses Plus, sagt Kammer. Bei Produkten aus Frankreich oder Deutschland beispielsweise müsse der Kunde davon ausgehen,

dass eine *backdoor* eingebaut sei. Sprich: Die Klassifizierung «streng geheim» ist nicht garantiert. Forciert wirbt Omnisec denn auch mit dem Brand Schweiz: «Vertrauenswürdig, neutral – schweizerisch», steht auf der Website, im Hintergrund ein prächtiges Bergpanorama mit flatternder Schweizer Fahne.

Firmen in diesem hochsensitiven Bereich stehen im besonderen Augenmerk von ausländischen Geheimdiensten. Deshalb stelle Omnisec prinzipiell nur Schweizer Staatsbürger ein. «Jeder Mitarbeiter wird vom VBS durchleuchtet», sagt Kammer. «Je nach Funktion gehe die Personenkontrolle mehr oder weniger weit.» Penetrationsversuche seitens fremder Nachrichtendienste habe man bisher keine festgestellt. Allerdings habe es zwei Fälle gegeben, in welchen Mitarbeiter «komische Sachen» gemacht hätten. Sie hätten beispielsweise ohne

vernünftigen Grund versucht, Zugriff zu Bereichen zu bekommen, die nicht ihm ihrem Arbeitsfeld lagen. Die betreffenden Mitarbeiter seien freigestellt worden.

Die härteste Konkurrentin von Omnicsec ist die Zuger Crypto AG. Sie peilt die gleiche Zielgruppe an wie Omnicsec. Auch sie liefert militärische Chiffriermaschinen an die Schweizer Armee sowie an zahlreiche Regierungen und Militärdienststellen. Dass auch sie weder über konkrete Kunden noch über Details ihrer Produkte spricht, gehört zum Geschäft mit der Kryptotechnik. Doch bei Crypto geht das Still-schweigen viel weiter: Niemand weiss, wem sie gehört.

Als Aktionärsvertreter bei der Mutter The Crypto Group AG fungiere stets nur ein Verwaltungsrat, der die Inhaberaktien über die Anstalt Europäische Handelsgesellschaft in Liechtenstein hält, war jüngst in der *Bilanz* zu lesen. Seit Jahrzehnten kursieren Gerüchte über die vermuteten Eigentümer. Mal soll der deutsche Geheimdienst dahinterstehen, mal die Siemens AG, mal die Amerikaner. Die Crypto AG dementierte diese Gerüchte stets vehement, legte aber nie die Aktionäre offen. Unbestritten ist nur, dass Firmengründer Boris Hagelin während des Zweiten Weltkriegs die US-Armee mit einer legendären Chiffriermaschine ausrüstete.

### Verbindungen zur NSA

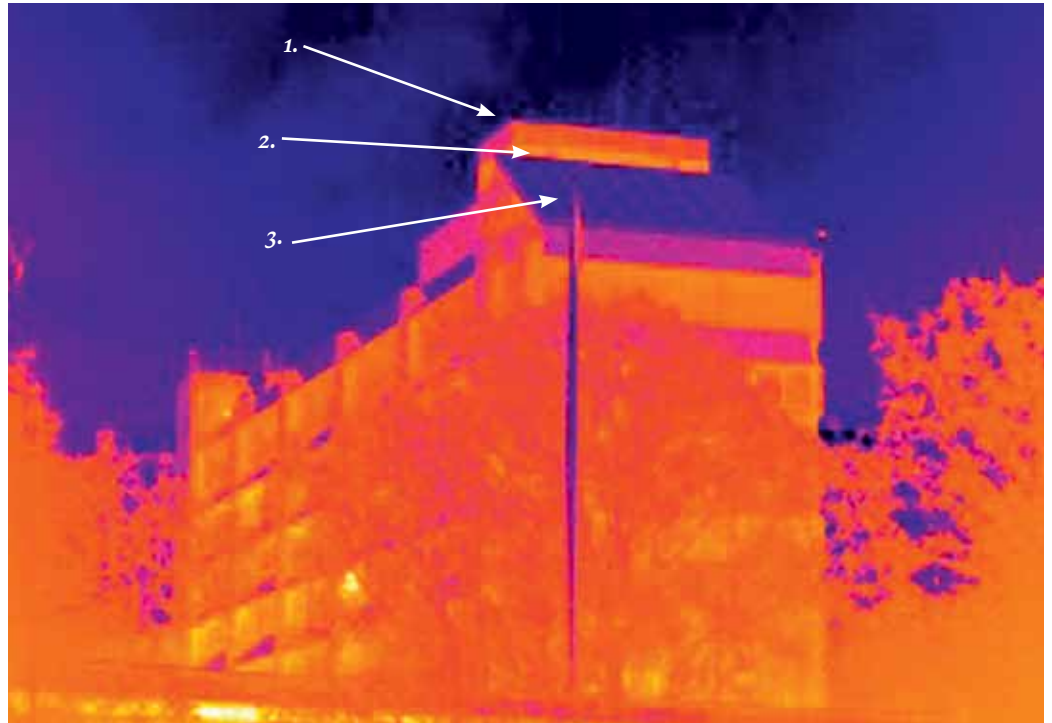
Wie vertrauenswürdig sind Omnicsec und Crypto tatsächlich? Wir haben rund ein Dutzend Sicherheitsspezialisten im In- und Ausland mit dieser Frage konfrontiert. Die Mehrheit attestiert den beiden Firmen ein grosses Know-how und eine Führungsposition im Geschäft. Doch einen Persilschein würde keiner ausstellen. Die meisten gehen davon aus, dass Kontakte zur NSA in der einen oder anderen Form bestehen.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* reicht die Skepsis bis tief in das Schweizer Verteidigungsministerium. So geht man im Nachrichtendienst davon aus, dass sowohl Crypto als auch Omnicsec nicht «keimfrei» sind. Will heissen: dass zwischen den Firmen und der NSA Verbindungen bestehen.

Dem Vernehmen nach versucht man in den Geschäftsbeziehungen auf Seiten des Bundes den Spiess umzudrehen, nach dem Motto: «Wir geben euch Aufträge, ahnen aber, was ihr im Schild führt. Als Gegenleistung bekommen wir ein Kodierungssystem, das wir selbst verschlüsseln können. Und: Ihr gebt uns Hinweise auf Schwachstellen von Produkten, die ihr an Dritte verkauft.» So kann sich der Schweizer Nachrichtendienst Zugang zu geheimen Informationen über andere Länder verschaffen. Konkret: Er kann herausfinden, wie ein Verschlüsselungssystem eines Drittstaates, der zum Kundenkreis von Omnicsec und Crypto gehört, zu penetrieren ist. ○

# Genfer Horchposten

Infrarotaufnahmen der *Weltwoche* verdichten den Verdacht: Die NSA spioniert vom Dach des US-Konsulats die internationale Metropole Genf aus. Von Urs Gehriger



- 1 **Horchfenster:** strahlentransparente Glasfront, durchlässig für elektromagnetische Wellen.  
2 **Unterer Bereich Horchfenster:** Gelb deutet auf eine Antenne hin, die dünner und heisser strahlt.  
3 **Solarpanels:** mangels Sonneneinstrahlung kalt, blaue Färbung (US-Konsulat in Genf).

Gemäss den Enthüllungen Edward Snowdens gehört Genf zu den Horchposten des US-Geheimdienstes in Europa. Die NSA soll im amerikanischen Konsulat eine Abhöranlage installiert haben. Für Lauschangriffe liegt das Konsulat an perfekter Lage. Man sieht direkt auf den Uno-Hauptsitz. Es steht unweit von allen internationalen Organisationen wie dem IKRK sowie Vertretungen zahlreicher Länder.

Deutlichster Hinweis auf das mutmassliche Spionagenest ist ein unscheinbarer Aufbau auf dem Dach des US-Missionsgebäudes. Hinter der Fassade des Kubus sollen sich die Geräte zur Überwachung verstecken. Zu diesem Schluss kam der Enthüllungsjournalist Duncan Campbell, nachdem er das Gebäude aufgrund von Fotoaufnahmen analysiert hatte.

Um der Sache auf den Grund zu gehen, hat die *Weltwoche* einen Fotografen mit Wärmebildkamera vor Ort geschickt. Die Bilder legten wir Campbell vor, der bereits auf dem Dach der US-Botschaft in Berlin mittels Infrarotaufnahmen deutliche Hinweise auf eine getarnte Abhörinfrastruktur ausgemacht hat. Sein Urteil über die Aufnahmen: «Von dort oben wird Genf ausgehorcht.»

«Beim ominösen Gebäudeaufsatz sind deutlich zwei Wärmestufen zu erkennen.» Bei dem

obersten Bereich (*im Bild: Nummer 1*) handle es sich wahrscheinlich um ein Horchfenster: eine strahlentransparente Glasfront, die für elektromagnetische Wellen aus der ganzen Stadt durchlässig sei. Interessant sei der untere Bereich des Horchfensters (2). Campbell ist überzeugt, dass dahinter eine Antenne versteckt ist, die dünner und heisser strahlt. Daher die gelbliche Färbung des Fensters.

Als Kontrast dazu sind die Solarpanels (3) zu erkennen, die mangels Sonneneinstrahlung kalt seien und eine dunkelblaue Färbung haben. (Die dunkelrötliche Färbung des Restgebäudes erklärt Campbell mit der elektronischen Wärme, die mutmasslich von Büros stamme.)

«Diese Aufnahmen sind das bisher deutlichste Indiz, dass sich in dem Gebäudeaufsatz Horchtechnik befindet», sagt Campbell. Somit liege ein weiterer Beleg vor, dass Snowden die Wahrheit sage. In dem Gebäude im Diplomatenviertel Pregny-Chambésy arbeitete der spätere Whistleblower 2007 bis 2009 für die CIA.

Enthüllungsjournalist Campbell hat 1976 die Existenz der britischen Lauschbehörde GCHQ enthüllt. 1988 berichtete er als Erster über das globale Überwachungsnetzwerk Echelon. Die Genfer Abhöranlage ist nach seiner Einschätzung die grösste in Europa. ○

# Der Kampf gegen Scheinprobleme

Von Thilo Sarrazin — Der Geheimdienstkandal erschüttert die Medien. Aber wie geht man als Amtsträger überhaupt mit elektronischer Kommunikation um? Beispiele aus der Praxis.



Der NSA-Skandal und seine Folgen erschüttern die Medien. Ich selbst habe das Thema lange verdrängt, weil es – wenn man recht darüber nachdenkt – weder wirkliche Neuigkeiten gibt

noch eine Lösung für eigentlich altbekannte Probleme in Sicht ist.

Alle Geheimdienste dieser Welt (und Industriespione sowieso) versuchen die elektronische Kommunikation auszuforschen, wo immer es lohnend erscheint und technisch möglich ist. Sonst wären sie ja ihr Geld nicht wert, und es ist auch viel gefahrloser, als Spione auf die Reise zu schicken. Das Kampfflugzeug wird durch die Drohne abgelöst, und der Enkel von James Bond ist der Code-knackende Nerd vor einem Bildschirm in Alabama. Natürlich muss man sich dagegen wappnen, aber es ist ein Hase-und-Igel-Spiel, bei dem der Igel (der technische Fortschritt) immer gewinnt.

Ich war immer der Meinung, diesen Wettlauf könne man getrost den Experten überlassen, die schon zu einem Gleichgewicht des Schreckens finden würden. Für mich selbst ging ich davon aus, dass elektronische Kommunikation nicht sicher ist. Noch nie habe ich dem Handy, das ich sowieso mit Misstrauen betrachtete, eine vertrauliche Information anvertraut, und solange ich exekutive Verantwortung hatte, habe ich keine dienstliche Mail selber geöffnet, und meine schriftliche Kommunikation lief immer über Papier.

Von 1991 bis 2010 hatte mir in unterschiedlichen Funktionen immer eine IT-Abteilung unterstanden. Ich wusste, dass der Systemadministrator alle Dateien öffnen konnte, auch meine Mails. In meinem letzten Amt bei der Bundesbank endete mein dienstlicher elektronischer Kommunikationsstrang im PC der Sekretärin im Vorzimmer. In meinem Dienstzimmer stand ein anderer PC, der mit dem Bundesbanknetz nicht verbunden war. Kein konkretes Misstrauen trieb mich an, sondern abstrakte Vorsorge.

Lebhaft erinnerte ich mich an den Fall von Uwe Barschel, dem Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein, der 1987 zurücktreten musste, weil er nachweislich gelogen hatte, und kurz darauf im Genfer Hotel «Beau-Rivage» Selbstmord beging. Ihm hatte der

Nachweis zum Verhängnis gereicht, dass er zu einem bestimmten Zeitpunkt von seinem Auto mit einer bestimmten Nummer telefoniert hatte. Die Netzprotokolle der Deutschen Bundespost – damals noch eine staatliche Behörde – hatten es offenbart.

## Plötzlich ein mächtiges Instrument

Während ich all dies wusste und mich entsprechend absicherte, hatte ich als Amtsträger immer wieder mit den Absurditäten des deutschen Datenschutzes zu tun, der seine Kämpfe nicht dort ausfocht, wo die eigentlichen Gefahren lauern. Dazu zwei Beispiele aus meiner Zeit als Berliner Finanzsenator.

— Als ich ins Amt kam, stellte ich schnell fest, dass Berlin einen Personalbestand hatte, der um 30 Prozent überhöht war. Aber die Zahlen waren widersprüchlich, weil alle Daten dezentral verwaltet wurden und nicht zueinander passten. Ich wusste, dass nur eine Personalstatistik zuverlässig ist, nämlich jene, die aus den Zahlfällen der Besoldungsstellen abgeleitet wird; nur dort sind alle Daten aktuell und vollständig, weil aus Rechtsgründen sonst kein Zahlfall ausgelöst werden kann. Es dauerte vier Jahre und brauchte ein Landesgesetz, bis ich gegen den heftigen Widerstand der Datenschützer die anonymisierten Datensätze der Besoldungsstellen zusammenführen konnte.



Wer gesucht wird, wird gefunden.

Dann aber hatte ich plötzlich ein mächtiges Instrument. Als wieder einmal einige hundert Sozialarbeiter fehlten und der Druck auf mich wuchs, neue Stellen zu genehmigen, konnte ich anhand der Besoldungsstatistik nachweisen, dass mehrere hundert Sozialarbeiter im Verwaltungsdienst beschäftigt wurden, wohin sie sich im Laufe der Jahre unauffällig zurückgezogen hatten. Als diese alle wieder ausbildungsgerecht eingesetzt wurden, war plötzlich der Sozialarbeitermangel beseitigt.

— Jahrelang betrieben ein Abgeordneter und ein Anwalt öffentliche Rufschädigung gegen leitende Mitarbeiter eines bestimmten Finanzamtes. Es gab Fernsehreportagen, ich musste Anfragen im Parlament beantworten, die Sache war nicht totzukriegen. Da entdeckte ich einen offenbar noch nie angewandten Paragraphen in der deutschen Abgabenordnung, nach dem man Steuerdaten eines Bürgers offenlegen darf, wenn dieser sich öffentlich rufschädigend über die Verwaltung äussert. Meine Verwaltung veröffentlichte die peinlichen Steuerdaten der beiden. Diese Daten vermittelten den schlüssigen Eindruck, dass die Kritiker aus persönlicher Rachsucht gehandelt hatten. Ein Sturm der Entrüstung fegte über mich hinweg, der mich fast das Amt gekostet hatte. Nur jene Beamten, die unter der Verleumdung gelitten hatten, waren mir dankbar. Die beiden Betroffenen rannten zum Finanzgericht, dieses gab mir in einer Eilentscheidung recht, ansonsten wäre mein Rücktritt fällig gewesen.

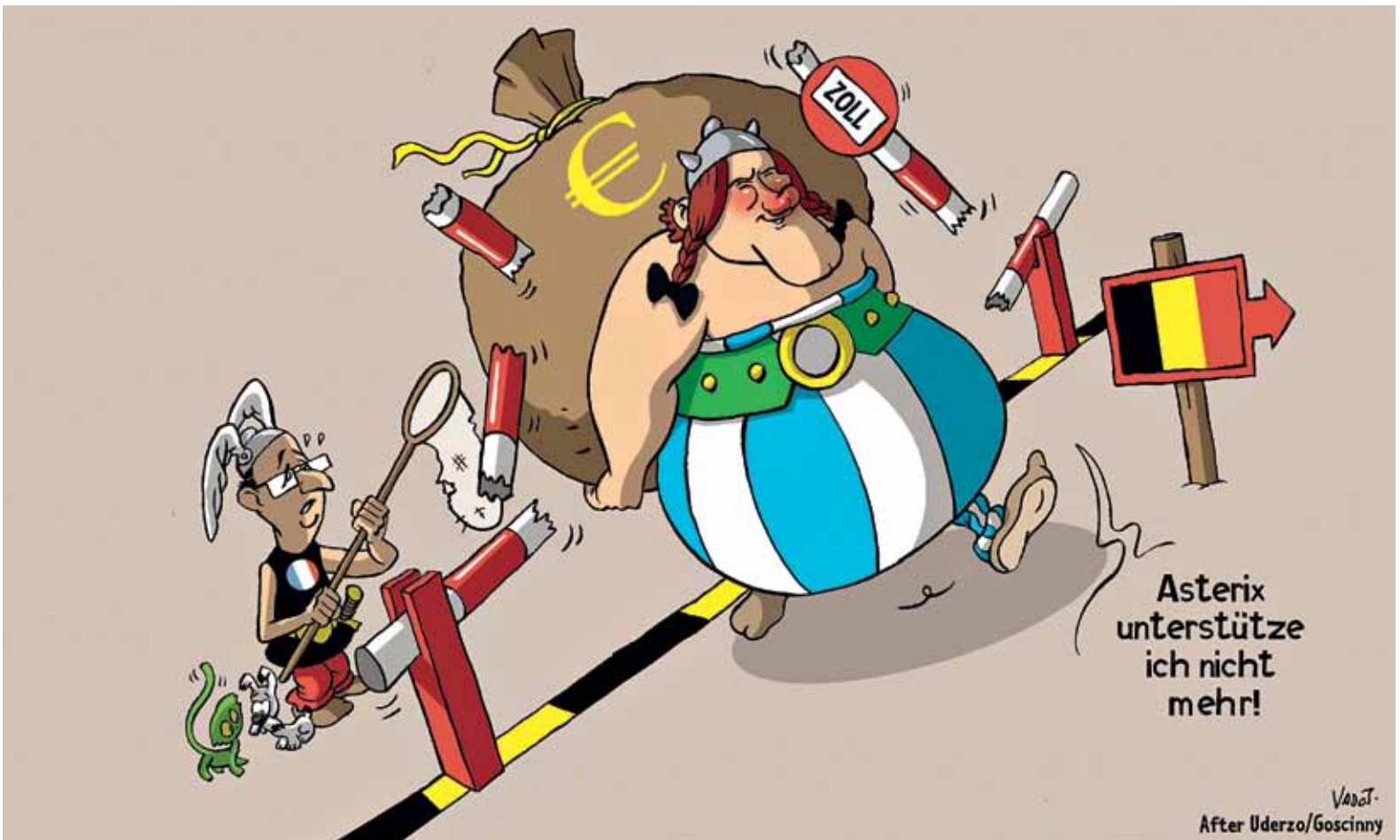
Die beiden Beispiele illustrieren: Die überaus peniblen Regeln des deutschen Datenschutzes stehen zu den tatsächlichen Problemen in einem absurden Missverhältnis.

Wir kämpfen mit Scheinproblemen, während die technischen Möglichkeiten zur Beobachtung des Einzelnen ganz unabhängig davon ins Ungemessene wachsen. In Abwandlung der berühmten Pointe aus Friedrich Dürrenmatts Schauspiel «Die Physiker» könnte man sagen, was beobachtbar ist, wird auch beobachtet werden:

— Mit den wachsenden Möglichkeiten der Gesichtserkennung und der zunehmenden Zahl von Kameras an öffentlichen Orten wird es künftig fast unmöglich sein, sich dem Auge einer suchenden Öffentlichkeit (oder einer zornigen verlassenen Geliebten) zu entziehen. — Unsere Bewegungsmuster im Raum und im Internet werden immer intelligenter interpretiert werden. Wer aber ohne Handy und Internet leben will, wird gar keine bürgerliche Existenz mehr führen können.

Vor diesem Hintergrund ist es offen gestanden meine kleinste Sorge, dass amerikanische Geheimdienste in der Vergangenheit Angela Merkels Handy abgehört haben und dies wohl auch in Zukunft tun werden.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die Weltwoche.



Jagd nach dem verlorenen Schatz: Obelix als Steuerflüchtling in einer Karikatur.

## Die radikalste Steuerrevolte

Frankreich kämpft an vorderster Front gegen das Schweizer Bankgeheimnis. Im Visier sind nicht «les amis suisses», sondern die Landsleute, die auf der Flucht vor dem steigenden Steuerdruck ein riesiges Loch in die französische Staatskasse reissen. *Von Stefan Brändle*

Der französische Premierminister Jean-Marc Ayrault hat eine Idee: «Wir brauchen eine neue Steuer. Leider können wir dafür nur noch die Clochards heranziehen. Aus jedem verfaulten Salat, den sie verspeisen, nehmen wir das frische Herz.» Die Aussage stammt aus der satirischen Polit-Show «Les Guignols de l'Info». Dem empörten Puppenpräsentator schneidet der Regierungschef das Wort ab: «Wir schaffen übrigens eine weitere Steuer von zwei Euro auf das Wort <warum>.»

Natürlich fragt der Moderator, warum. «Weil wir die Kassen füllen müssen», antwortet Ayrault. «Und jetzt zahlen Sie mir zwei Euro.»

Schon der Staatsmann Georges Clemenceau (1841–1929) schmunzelte: «Frankreich ist ein sehr fruchtbares Land. Man pflanzt Funktionäre, und es spriessen Steuern.» Doch jetzt ist die Schmerzgrenze erreicht. Der sozialistische Wirtschaftsminister Pierre Moscovici muss einräumen, dass die Franzosen den «ras-le-bol fiscal» hätten – die Nase voll vom Steuerzahlen. Schuld daran ist unter anderem Moscovici, der

das Steuerprogramm von Präsident François Hollande umsetzt. Die Sozialisten bemühten sich beispielsweise um die Einführung einer 75-Prozent-Steuer für Millionäre. Keine Woche vergeht, ohne dass die Regierung nicht eine neue Steuer erfindet – zuletzt etwa eine Abgabe auf Energy-Drinks. Eine Steuererhöhung auf Lebensversicherungen hat sie noch nicht durchgebracht, da diese sogar rückwirkend gelten soll: Bis zu sechzehn Jahre alte Geldanlagen werden dafür mit einem Mal neu taxiert.

### Ein Kampf ohne Sieger

*Le Monde* zählte diesen Herbst nach: Seit 2011 hat Frankreich 84 neue Steuern eingeführt. Und seine Steuervögte haben keine politische Couleur. Der konservative Präsident Nicolas Sarkozy war bis 2012 verantwortlich für 29 Milliarden Euro an neuen Fiskaleinnahmen, sein sozialistischer Nachfolger Hollande brachte es bisher auf 28 Milliarden.

Jede Steuer wird mit kartesischer Logik begründet – die «taxe Red Bull» etwa jugend-

und gesundheitspolitisch. Gesamtwirtschaftlich sind die Folgen aber dramatisch: Mit einer Gesamtsteuerbelastung von 46,5 Prozent der Einkommen (im Jahre 2010 hatte sie noch 42,9 Prozent betragen) gehört Frankreich zu den OECD-Ländern mit dem höchsten Steuerdruck. Darüber liegt nur Dänemark, das im Gegenzug wenigstens einen funktionierenden Sozialstaat bietet. «Frankreich ist Steuerchampion in der Euro-Zone», titelte *Le Figaro* ohne jeden Meisterstolz. Während alle EU-Länder die Unternehmensabgaben senken, um die Wirtschaft anzukurbeln, erreicht die «impôt sur les sociétés» in Frankreich mittlerweile den einsamen Rekordwert von 38 Prozent.

Sein Land leide unter einer «fiskalischen Überdosis», sagt der bürgerliche Abgeordnete Gilles Carrez. «Die Steuerbelastung ist so hoch, dass wir in eine gefährliche Zone der abnehmenden Einnahmen eintreten. Zu viel Steuern töten die Steuern.» Dass zu hohe Abgaben unter dem Strich gar kein Geld mehr in die Staatskasse spülen, weil sie die Wirtschaft

hemmen, hatte schon Baron von Montesquieu im 18. Jahrhundert erkannt.

In Frankreich regt sich der Steuerprotest. In Sourzac in der schönen Dordogne knallte ein wütender Bürger den Steuerbehörden 50 Kilo Metallgeld auf den Schaltertisch: Er zahlte seinen Obolus mit Kupfermünzen aus 1, 2 und 5 Cents. In Paris ruft ein Kollektiv von Kleinunternehmern, das sich «les Tondus» («die Geschorenen») nennt, seine Mitglieder derzeit auf, die Bezahlung der Unternehmensabgaben zu verweigern. Der Verband der Kleinsparer (Afer) mobilisiert seine 700 000 Mitglieder gegen die rückwirkende Mehrbesteuerung von Lebensversicherungen. Die Fussballklubs der Ersten Liga werden Ende November gegen die 75-Prozent-Steuer ein Wochenende lang in den Streik treten. Und in der Bretagne liefern sich die «Rotmützen» – so genannt nach einem Steueraufstand gegen Ludwig XIV. vor 300 Jahren – Strassenschlachten mit der Polizei, weil sie eine neue Ökosteuern ablehnen.

Eine noch radikalere, wenn auch diskretere Steuerrevolte ist das Exil. Nicht nur Schauspieler Gérard Depardieu oder Luxustycoon Bernard Arnault (LVMH) haben sich ins Ausland abgesetzt. Offiziell unterhalten 100 000 Franzosen ein Bankkonto im Ausland. Das ist wohl ein Bruchteil der undeklarierten Bankkonten. Der gaullistische Abgeordnete Nicolas Dupont-Aignan beziffert sie in einem soeben

erschiedenen Buch namens «Die Räuber der Republik» auf 600 Milliarden Euro. Ein Zehntel davon, nämlich 60 bis 80 Milliarden, soll dem französischen Fiskus entgehen. Das ist mehr Geld, als die Einkommenssteuer in Frankreich einspielt.

Das ist auch der Grund, warum die französischen Behörden alle Hebel in Bewegung setzen, um an den verlorenen Schatz zu kommen. Im Visier sind «les amis suisses». Die Franzosen hatten eigentlich nie etwas gegen den Schweizer

---

### Ein wütender Bürger knallte den Steuerbehörden 50 Kilo Metallgeld auf den Schaltertisch.

---

Finanzplatz. Im Gegenteil gehörte es fast zum guten Ton, in Paris das Hohelied auf den Steuerpatriotismus zu singen und in Genf «seinen» Privatbankier zu haben. Die Wende begann unter Nicolas Sarkozy, der als Geschäftsanwalt früher selbst Promi-Kunden nach Genf vermittelt hatte, im Elysée aber leere Staatskassen vorfand und während seiner Amtszeit zum glühenden Bekämpfer der Steuerflucht mutierte. Hollande sagte den «Reichen» noch frontaler den Kampf an. Nach dem Rücktritt seines obersten Steuerfluchtbekämpfers Jérôme Cahuzac wegen Steuerflucht muss der Präsident mehr denn je beweisen, dass es ihm damit ernst ist.

Hollande schwingt die Peitsche ohne jedes Zuckerbrot. Eine Steueramnestie wie in Italien kommt für seine Rot-Grün-Koalition nicht in Frage, ein bilaterales Steuerabkommen mit Bern ebenso wenig. Dafür werden die Kontrollen in den TGV-Zügen von Genf nach Paris verstärkt. Der französische Zoll hat an der Schweizer Grenze fünfmal mehr Bargeld sichergestellt als vor Jahresfrist. Ferner prüft das Wirtschaftsministerium eine Steuer gegen legale Steuerexilanten wie Wertpapierhändler, die sich in London ansiedeln, um der 75-Prozent-Steuer zu entgehen, oder gegen Kleinpatrons, die in der Schweiz Fuss fassen, um der Unternehmenssteuer zu entgehen.

Ende Oktober legte eine Senatskommission in Paris nicht weniger als 34 Vorschläge vor, um den Geldabfluss ins Ausland einzudämmen. Unter anderem sollen Vermittler wie Anlageberater, Notare und sogar Steueranwälte in Zukunft mit einem Delikt der «Verleitung zur Steuerflucht» bedroht werden.

So kämpfen die Steuerbeamten auf Biegen und Brechen gegen Gutverdiener, Unternehmer und Anleger, die vor ihnen Reissaus nehmen. Es ist ein Kampf ohne Sieger: Beide Seiten scheitern, wie sich der Pariser Finanzexperte Philippe Dessertine ausdrückt, an der «kafkaesken Steuerhydra» des französischen Fiskus, der innerhalb Europas auch zum schärfsten Gegner des Schweizer Bankplatzes wird. ○



«Ich bin Vaudoise.  
Ich bin gelassen. Für meine Familie ist  
gesorgt und meine Steuern sind optimiert.»

Werden auch Sie Vaudoise.  
RythmoCapital bietet die Gewähr einer vollständigen Vorsorge,  
die auf Ihre Finanzen und Ihren Lebensstil zugeschnitten ist  
und dabei noch Steuervorteile garantiert. Wenden Sie sich an  
einen Berater in Ihrer Nähe: [vaudoise.ch](http://vaudoise.ch)

Da, wo Sie sind.  vaudoise

# «Wir leben wie römische Cäsaren»

Manfred Haferburg reist als Experte für Kernkraftsicherheit um die Welt und kennt so viele Atomkraftwerke wie kaum ein anderer. Bis 1989 gehörte er der Leitung des grössten AKW der DDR an und fiel in Ungnade. Ein Gespräch über Energie, Wohlstand und Freiheit. *Von Michael Miersch*

**Herr Haferburg, Sie leben in Paris. Wenn Sie auf einer Party erzählen, welchen Beruf sie ausüben, wie reagieren die Leute?**

In Frankreich interessiert, in Deutschland entsetzt. Während man in Frankreich stolz auf die nationale Energiewirtschaft ist, sprechen deutsche Minister ganz offen davon, sie zerschlagen zu wollen. Die unterschiedliche Einstellung wird besonders deutlich, wenn ein Castor-Zug von einem Land ins andere rollt. In Frankreich tuckert ein Polizist auf dem Motorrad nebenher. In Deutschland sind 16 000 Polizisten nötig, um die Container zu sichern. Das deutsche Verhältnis zur Atomkraft trägt hysterische Züge. Der kleine Sohn eines Freundes musste die Schule wechseln, weil herauskam, dass sein Vater bei der «Atommafia» arbeitet.

**Wieso halten Sie die Abkehr von der Kernkraft für falsch?**

Weil keine andere Form der Stromerzeugung so umweltfreundlich für die Grundlast sorgen kann. Energie ist das Rückgrat der Wirtschaft. Wir leben heute in Europa auf dem Wohlstandsniveau der römischen Cäsaren. Rund um die Uhr arbeiten hundert energetische Sklaven für uns. Billige Energie ist die Grundlage unseres Wohlstandes, denn die Energiekosten preisen sich in alle Produkte ein. Wir sollten mit dieser Errungenschaft sorgsam umgehen und nicht leichtfertig eine bestimmte Form der Stromerzeugung zum Feind erklären. Deutschland tut derzeit alles, um Energie zu verteuern. Das wird nicht ohne Folgen bleiben.

**Warum so pessimistisch?**

Wir erleben gerade eine energetische Revolution. Durch die Möglichkeiten zur Förderung unkonventioneller Gas- und Ölvorkommen wird Energie weltweit billiger – ausser in Deutschland. Energetische Revolutionen haben in der Geschichte immer umwälzende Folgen gehabt. In Kanada zahlt man als Endverbraucher 8 Eurocent pro Kilowattstunde, in Deutschland sind wir bei 27 Cent. Das wird sich auf die Industrieproduktion auswirken. Deshalb ist es nicht sehr weise, sich bei der Energieversorgung von irrationalen Ängsten leiten zu lassen.

**Atomenergie ist aber nur so billig, weil sie jahrzehntelang subventioniert wurde.**



«Grundlage unseres Wohlstandes»: Autor Haferburg.

Das ist schon ziemlich lange her. Heute ist das Gegenteil der Fall: Es gibt die Brennelemente-Steuer. Kernkraftwerke produzieren derzeit für drei bis vier Cent pro Kilowattstunde. Windenergie liegt – ohne Subventionen – bei zehn bis zwölf Cent, beim Solarstrom ist es doppelt so viel. Diese Formen der Stromerzeugung können nur durch Subventionen existieren.

**Sind Harrisburg, Tschernobyl und Fukushima nicht Argumente genug für einen Ausstieg?**

Nüchtern betrachtet, waren die Folgen der drei Unfälle wesentlich geringer, als die deutsche Öffentlichkeit bis heute glaubt. Die Gewinnung von Kohle, Öl, Gas kostet dagegen jährlich Tausende Menschenleben, über die kaum gesprochen wird. Auch durch berstende Staumauern von Wasserkraftwerken kamen weitaus mehr Menschen um als durch Atomunfälle.

**Harrisburg hat gezeigt, dass die Sicherheitssysteme funktionieren: Kernschmelze ohne ein einziges Strahlenopfer. In Tschernobyl kam es zu einer massiven radioaktiven Freisetzung. Über fünfzig Menschen starben. Ausserdem wird es laut Prognosen zu einem leichten Anstieg der Krebsrate in der Region kommen, der jedoch unterhalb des statistisch Messbaren liegt. Das ist furchtbar, aber weit entfernt von den vermeintlichen Hunderttausenden Toten, von denen in Deutschland bis heute immer wieder die Rede ist.**

In Fukushima gab es mehrere Kernschmelzen. Kein einziger Mensch kam durch Radioaktivität zu Schaden. Die Japaner haben es geschafft, unter den Bedingungen einer Naturkatastrophe von biblischen Dimensionen sowohl die benachbarte Bevölkerung als auch die Helfer vor Strahlenschäden zu schützen.

**Sie waren vor kurzem auf einer Inspektionsreise in Japan. Wird das Land aus der Atomkraft aussteigen?**

Nein. Die japanischen Kernkraftwerke rüsten gerade massiv nach, um noch heftigere Erdbeben und Tsunamis überstehen zu können. Sobald diese Baumassnahmen abgeschlossen sind, werden sie wieder angefahren. Zwei laufen schon.

**Was genau wird da sicherheitstechnisch verbessert?**

Zum Beispiel fünfzehn Meter hohe und kilometerlange Betondämme gegen Flutwellen. Die unterirdischen Pfeiler gehen fünfzig Meter tief in die Erde. Alle Kraftwerke kriegen zusätzliche Notkühltechniken, die auch dann anspringen, wenn kein Mensch mehr einen Schalter bedienen kann. Und es gibt weitere Systeme, die Strom liefern, auch wenn das

Netz zusammenbricht und die Dieselaggregate ausfallen.

**In der DDR arbeiteten Sie in leitender Funktion in einer der damals grössten Kernkraftanlagen der Welt: Lubmin bei Greifswald. Hat Sie die Sicherheit dort überzeugt?**

Ja, aber gleichzeitig waren mir die Mängel im Sicherheitsdesign bewusst. Wir haben versucht, durch besondere Umsicht diese Mängel zu kompensieren, manchmal auf Kosten der Produktivität. Das war nicht immer leicht, weil die Vertreter der Partei uns Weisungen geben konnten.

**Was waren das für Mängel?**

Es gab kein Containment und keine passiven Sicherheitssysteme, die auch ohne Strom und ohne menschlichen Eingriff funktionieren.

**Sie waren dort auch im berühmten Winter 1978/79, als Schneestürme und extremer Frost fast die gesamte Infrastruktur im Norden der DDR lahmlegten. Wie nah waren die Deutschen damals einer nuklearen Katastrophe?**

Lubmin war das einzige Kraftwerk der DDR, das noch in Betrieb war. Alle Kohlekraftwerke waren ausgefallen. Wir konnten die Anlage auch unter diesen Bedingungen sicher betreiben. Allerdings musste meine Schicht einmal 75 Stunden durcharbeiten, weil wir eingeschneit waren. Aber auch das haben wir mit einem strikten Schlafregiment in den Griff gekriegt.

**Nach dem Mauerfall waren Sie das erste Mal in westlichen Atomkraftwerken. Was ist Ihnen da aufgefallen?**

Die Anordnung der einzelnen Bauelemente war durchdachter und effizienter als die

### Manfred Haferburg

In der DDR arbeitete Haferburg in leitender Funktion im Kernkraftwerk Greifswald. Als er sich weigerte, Spitzel zu werden, erklärte ihn die Partei zum Staatsfeind. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch wurde er zunächst in der damaligen CSSR inhaftiert, später im Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen. Hier gehörte er zu den letzten Gefangenen, die freikamen. Haferburg lebt heute mit seiner Frau in Paris. Sein gerade erschienener Roman «Wohn-Haft» trägt autobiografische Züge und basiert auf wahren Begebenheiten. Die Hauptfigur entwickelt sich vom Mitläufer zum Regimegegner, wird verraten, zersetzt, gefangen und eingekerkert. Eine Lehrstunde über totalitäre Systeme mit genauer Beschreibung einzelner Rädchen. Wolf Biermann verfasste das Vorwort zu «Wohn-Haft» (Kuuuk-Verlag; 524 S., 29 Euro).

Konstruktionen, die ich aus dem Osten kannte. Es gab Dreifach- und Vierfachsysteme für die Sicherheit.

**Sie waren einer der letzten politischen Gefangenen, die aus dem Untersuchungsgefängnis Hohenschönhausen entlassen wurden. Warum gerieten Sie in die Fänge der Stasi?**

In Leitungspositionen gehörte es dazu, dass man SED-Mitglied wurde. Ich wollte nicht, das machte mich verdächtig. Dann kam die Feuerprobe: Ein Stasi-Offizier trat an mich heran und forderte mich auf, inoffizieller Mitarbeiter zu werden. Das lehnte ich ab. Ab da machten sie mir das Leben schwer. Wie ich später aus den Akten erfahren habe, war ich das Objekt einer sogenannten Zersetzungsmassnahme. Das heisst, am Arbeitsplatz und im Privatleben wurde ein Netz um mich gesponnen, um mir in jeder Hinsicht Misserfolge zu bereiten. An dieser Zersetzungsmassnahme arbeiteten zeitweise dreissig Leute. Schliesslich hielt ich es nicht mehr aus, versuchte über die damalige Tschechoslowakei in den Westen zu flüchten, wurde erwischt und kam ins Gefängnis. **Und nach dem Mauerfall waren Sie wieder in der Minderheit, diesmal als Kernkraftbefürworter ...**

Wobei es einen wichtigen Unterschied gibt: In der DDR war Kritik an der Kernkraft verboten. Im heutigen Deutschland ist es nicht verboten, für Kernkraft zu sein. Aber es ist verpönt. Man wird in gewisser Weise sozial ausgegrenzt. Besonders bizarr finde ich, dass die SED, die damals Atomkraftgegner ins Gefängnis stecken liess, heute als Die Linke im Bundestag sitzt und für den Ausstieg stimmt.

**Wie erklären Sie sich, dass in einer freien, offenen und pluralistischen Gesellschaft Einheitsmeinungen entstehen und oftmals intolerant vertreten werden?**

Die Anti-Kernkraft-Überzeugung trägt in Deutschland pseudoreligiöse Züge. Angst spielt dabei eine grosse Rolle. Die Atomkraftgegner schüren Angst. Das gibt ihnen Macht. Dazu kommt die katastrophale Kommunikation der Energieversorgungsunternehmen. Die haben sich über Jahrzehnte so ungeschickt angestellt, dass sie heute unglaubwürdig erscheinen, egal, was sie sagen. **Es ist ja nicht nur die Kernenergie, die von vielen so vehement abgelehnt wird. Auch andere Technologien sind verpönt. Warum ist das so?**

Weil wir eine reiche Gesellschaft sind. Wir können uns das leisten. Menschen, denen es sehr gut geht, wollen keinen Fortschritt. Sie möchten, dass alles bleibt, wie es ist.

Michael Miersch ist Ressortleiter «Wissen» beim deutschen Magazin Focus.

# Die letzten Tage von Roger Federer

Er ist der Zauberünstler unter den Tennisspielern, eine Art Genie der Fantasie mit dem Ball. Die grösste Stärke Roger Federers stellt sich im Herbst seiner Laufbahn als sein Handicap heraus: Kann er lernen, sich an die Spitze zurückzukämpfen? *Von Ed Smith*

Ich habe Abertausende Cricketbälle geschlagen, vielleicht sogar eine Million, die meisten aus der Mitte des Schlägers heraus. Aber nur selten war ich von mir selbst überrascht. Ich erinnere mich deutlich an eine Situation, als mir ein englischer Bowler gegenüberstand. Ich rechnete mit einem langsamen Ball und beschloss loszulaufen.

Doch ich hatte mich verschätzt: Der Bowler warf einen schnellen Ball, erwischte mich auf dem falschen Fuss, hatte mich ausgetrickst. Keine meiner üblichen Reaktionen stand mir zur Verfügung. Ich habe keine «bewusste» Entscheidung getroffen. Es passierte einfach. Der Ball war schon fast an mir vorbei, als ich ein Mittelding zwischen Sweep und Drive schlug und der Ball über die Spielfeldbegrenzung hinausflog. Der Bowler und ich tauschten ein Grinsen aus, in dem gegenseitige Anerkennung lag.

Mein Schlag war nicht die perfekte Durchführung eines Plans. Vielmehr hatte ich ein Problem gelöst, bevor ich es überhaupt erkannt hatte. Es war eine instinktive Reaktion, aber in meiner ganzen Profikarriere habe ich nur eine Handvoll solcher Bälle gespielt. Eine Handvoll intuitiver Bälle von einer Million.

Roger Federer hat in jeder normalen Tennispartie vielleicht zehn, zwanzig solcher Bälle gespielt. Bei ihm war das Verhältnis von inspiriert und alltäglich besser als bei jedem anderen modernen Sportler. Wie oft setzte er an, um eine Vorhand cross zu schlagen, um dann, als käme ihm der Gedanke erst in diesem Moment, den Ball longline zu spielen. Was Federer konnte, geht in dem Begriff «Taktik» auch nicht annähernd auf. Ebenso wenig im Ausdruck «eine Entscheidung treffen». Die Dinge geschahen, und er reagierte einfach, aber niemand weiss genau, wie oder warum.

Meine eigenen Erfahrungen erwähne ich hier nur, um den Kontext deutlich zu machen, und nicht, um sie mit den seinen zu vergleichen. Fantasie ist im Profisport nicht so einfach, selbst wenn man dafür empfänglich ist. Bei Federer ist es vollkommen natürlich. Wenn andere fragen, wie er mit so viel Fantasie spielen kann, fragt er, wie sie ohne Fantasie spielen können. «Bei mir muss jeder Ball anders sein», sagt er.

Federer, 1981 in Basel geboren, hatte – verglichen mit anderen Tenniswunderkindern – eine ausgesprochen normale Kindheit. Seinen Eltern war es wichtiger, ihm Bodenständigkeit zu vermitteln, als einen Champion heranzuzüchten. Als Teenager hatte er manchmal Wutausbrüche auf dem Platz. Sein Vater Robert beruhigte ihn: «Weine, wenn du gewinnst, weine, wenn du verlierst. Das ist menschlich. Du darfst nur nicht unfair sein.»

Mit der Zeit legten sich seine Ausbrüche. Aber es stimmt nicht ganz, wie oft gesagt wurde, dass aus dem unsicheren Teenager ein ausgeglichener Champion wurde. Federers Ruhe konnte, wenn er mit sich im Reinen war, zwar durchaus überzeugend sein, aber sie war immer gefährdet. Als ich ihn 2009 in Miami seinen Schläger zertrümmern sah, war das, als würde Jacqueline du Pré auf ihren Cellobogen treten.

## Wärmende Herbstsonne

«Das Talent gleicht dem Schützen, der ein Ziel trifft, welches die Übrigen nicht erreichen können; das Genie dem, der eins trifft, bis zu welchem sie nicht einmal zu sehen vermögen», schrieb Arthur Schopenhauer. Andre Agassi kommentierte einen Tie-Break zwischen ihm und dem jungen Federer mit den Worten, dass der Schweizer «das Match in einen Bereich gebracht hat, den ich nicht kannte» – und das sagte der beste Returnspieler der älteren Generation.

Der amerikanische Schriftsteller David Foster Wallace sprach in seinem bekannten Essay «Federer als religiöse Erfahrung» von «Federer-Momenten», in denen man «dem Schweizer mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen zusieht und dabei Laute ausstösst, dass die Frau aus dem Nebenzimmer kommt und fragt, ob sie den Notarzt rufen soll».

Wallace schrieb das 2006, als Federer auf dem Gipfel seiner Karriere war, der beste Tennisspieler aller Zeiten. Heute muss er sich anstrengen, bei Grand-Slam-Turnieren das Viertelfinale zu erreichen. Bei den diesjährigen US Open unterlag er Tommy Robredo, einem handwerklich guten Spieler. Man ahnt, dass von Roger Federer nicht mehr viel kommen, dass die wärmende Herbstsonne dahinschwinden wird. Wie der Dichter und Journa-



«In einem Bereich, den ich nicht nicht kannte»: Roger





Federer am Australian Open, 2011.

list Alan Ross über den Kricketspieler David Gower am Ende seiner Karriere schrieb:

*Haltung und Auftreten künden  
Von katzenartiger,  
Nicht geistiger Intelligenz. Ein Hedonist  
In seinem Herbst, leiser Zauber,  
Und nun erste Anzeichen von Tristesse...*

Und natürlich fragen wir uns: Soll er noch länger bleiben, oder soll er abtreten? Ist es egoistisch, sich noch einige inspirierte Momente zu wünschen, wenn damit das Risiko steigt, dass er in Richtung Mittelmass zurückfällt?

#### «Niemand von ihnen ist ein Genie»

Gibt es Sportler, die die Bezeichnung Genie verdient haben? In einem nachdenklichen Artikel für die Zeitschrift *Commentary* klagte der amerikanische Schriftsteller Joseph Epstein jüngst über die Entwertung dieses Begriffs, denn inzwischen würden sogar Sportler und Köche als Genies bezeichnet. «Niemand von ihnen ist ein Genie», schrieb er, «nicht einmal ansatzweise.» Andererseits wies er darauf hin, dass Genie «sich meist in jenen Lebensbereichen zeigt, die in bestimmten Kulturen zu einer bestimmten Zeit eine dominierende Rolle spielen». Genau. Und in unserer heutigen Kultur genießt der Sport höchstes Ansehen. Insofern können dort Genies entstehen. Sicherlich nicht so viele, wie im Sport gern behauptet wird, aber doch einige.

Genie ist nicht dasselbe wie Leistung. Der beste Kricketspieler aller Zeiten war Don Bradman. Aufmerksame Beobachter werden jedoch sagen, dass Garry Sobers das grosse Cricketgenie war, nicht Bradman. Bradman stand für Konzentration und Entschlossenheit, Sobers für das Kricketspiel. Wir können noch so viele Details über Sobers' Entwicklungsweg heranziehen – vom Strandkriket auf Barbados bis zu den gepflegten Rasenplätzen in Nottingham –, sein «Können» wird dadurch nicht erklärt. Sobers ist ein unfassbares Mysterium.

Da ich Sobers nicht gesehen habe, kann ich mich glücklich schätzen, dass ich Federer erlebt habe, das wahre Tennisgenie. Die üblichen Charakterisierungen – körperliche Geschmeidigkeit, Sparsamkeit der Bewegung, Eleganz – treffen zu, reichen aber nicht aus. Federer zu erleben, ist reicher, komplexer und emotionaler als all die anderen Sportereignisse, die ich gesehen habe, zusammengenommen.

Grösse heisst oft, traditionsbewusst in die Zukunft zu schauen. Genau das tut Federer. Seine liebenswürdige und höfliche Art verweist auf das Amateurideal, sein unstillbarer Hunger und seine Unbeirrbarkeit verweisen auf den modernen Profi.

Sobers konnte sehr viel leichter er selbst bleiben, als Federer er selbst bleiben konnte. Die vielen Kontrollinstanzen im Profisport (Trainer und Physiotherapeuten, Agenten und Ver-

anstalter) wollen die Athleten domestizieren und so weit wie möglich in Siegermaschinen verwandeln. Federer hat sich diesem Zugriff weitgehend entzogen. Er hat viele professionelle Methoden übernommen, auf die gefährlichen Sachen aber verzichtet.

Er ist schon lange ein Solitär. Während Novak Djokovic Eisbäder nimmt und sich glutenfrei ernährt, bereitet Federer sich mit einem Teller Pasta, einem Liter Cola und einem Schokoriegel auf Wimbledon vor. Rafael Nadal und Andy Murray haben ihren Körper mit brutalem Hanteltraining transformiert, Federer hat darauf nie Wert gelegt. Bei Interviews witzelt er gern über seine «schmächtigen» Arme. (Vielleicht kommt seine Selbstironie ja nicht von ungefähr. Im Profitennis wird viel über Drogen geredet. Ich habe nie gehört, dass in diesem Zusammenhang der Name Federer gefallen wäre.) Wenn er in dieser Zeit siebzehn Grand-Slam-Einzeltitel gewinnen konnte, körperlich unverändert, während seine Rivalen sich mächtig aufgepumpt haben, wie viele Grand Slams hätte er in der vorangegangenen Generation gewonnen – fünfundzwanzig, dreissig?

Natürlich lässt sich auch gegen Federer einiges vorbringen. Mit 10 : 21 sieht seine Gesamtbilanz gegenüber dem Erzrivalen Rafael Nadal eher durchwachsen aus. Darin unterscheidet er sich deutlich etwa von Muhammad Ali, der gegen alle seine grossen Rivalen (Joe Frazier, Ken Norton und George Foreman) eine bessere Bilanz vorweisen konnte. Champions wissen meist, wie sie den Gegner besiegen können – von Federer kann man das nicht behaupten.

Auf Kritik stösst auch, dass er die äusserlichen Aspekte seiner Karriere etwas zu wichtig nimmt – die Strickjacken mit goldener Knopfleiste, die Mode-Events mit Anna Wintour, sein gentlemanhaftes Auftreten, seine Bereitschaft, ausführlich über seine Leistungen zu sprechen.

#### Aura eines fürsorglichen Diktators

Das alles war Bestandteil des Federer-Effekts. Zu seinen Waffen zählte auch die Aura des fürsorglichen Diktators, die er ausstrahlte. Die Herrscherkrone stand ihm gut, und das wusste er. Als er bei den Australian Open 2010 zu den Chancen seines Rivalen Andy Murray befragt wurde, sagte er: «Ich weiss, er würde gern den ersten Grand-Slam-Titel für das britische Tennis seit ich weiss nicht wann gewinnen, seit 150 000 Jahren?», scherzte er, überlegte, was noch gegen Murray sprechen könnte, und fügte hinzu: «Ausserdem spielt er gegen mich.» Stürmischer Beifall. Murray hatte keine Chance. Federer gewann klar in drei Sätzen.

Der Arroganz, die er auf dem Platz gelegentlich ausstrahlt, steht seine private Natürlichkeit gegenüber. Das wurde mir von Brad Drewett berichtet, dem ehemaligen ATP-

Direktor, mit dem ich im Januar in Melbourne sprach. Da Drewett an ALS erkrankt war, ahnte ich, dass es vermutlich unsere letzte Begegnung sein würde.

«Du kannst dir nicht vorstellen, wie normal Roger auf meine Krankheit reagiert hat. Einfach unglaublich.» Für einen Australier ist das Wort «normal» das höchste Kompliment. Normal bedeutete: emotional, natürlich und spontan, ohne jene Überheblichkeit, die oft mit Ruhm einhergeht. Normal – das war ein grosses Lob und eine grosse Anerkennung.

Sportler haben ein schwieriges Verhältnis zum sogenannten normalen Leben. Der Job verlangt ihnen eine enorme Fähigkeit ab, sich selbst als unbezwingbare Macht zu sehen. Nimmt man aber zu viel von dieser Überzeugung in das Alltagsleben mit, gerät man auf einen gefährlichen Kurs, verliert am Ende den Realitätsbezug. Der Königsweg ist also eine Art Doppelleben, bei dem der Sportler den Glauben an seine Besonderheit schützt und bewahrt und gleichzeitig ein möglichst normales Alltagsleben führt. Ich habe Federer in den letzten Jahren bei mehreren Grand-Slam-Turnieren erlebt und ihn in vielen Situationen beobachtet. Das Normale und das Aussergewöhnliche existieren nebeneinander, das eine lässt dem anderen genug Raum.

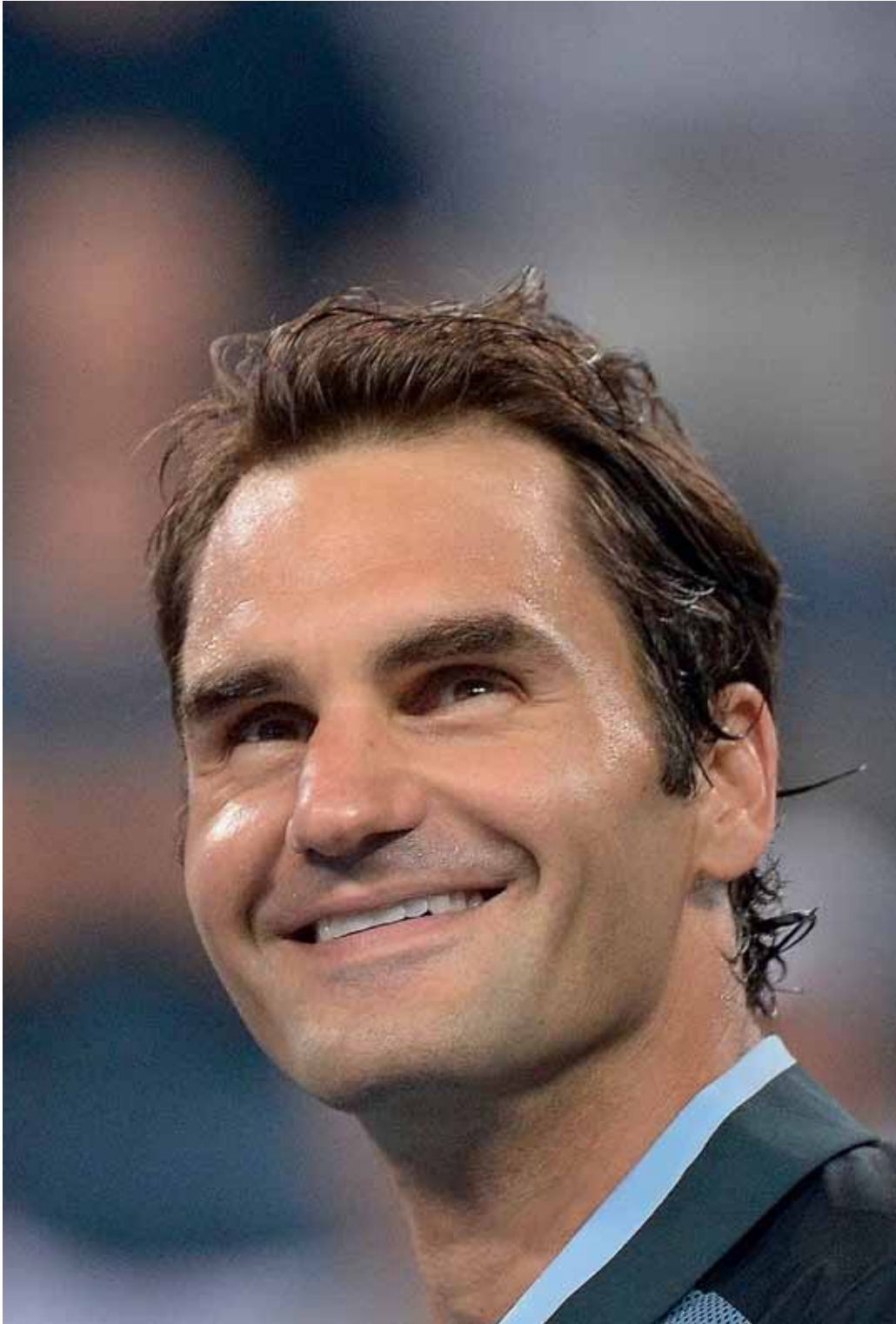
#### «Mit Roger wurde alles anders»

Drewett sprach leise, kaum hörbar, aber die Botschaft war klar. Er erzählte, dass sich die Atmosphäre unter den Spitzensportlern weit von derjenigen entfernt habe, die er als Spieler in den 1980ern erlebt hatte. Damals schlugen Rivalitäten in richtigen Hass um, und viele Topspieler behandelten die Jüngeren mit Verachtung. «Mit Roger wurde alles anders, und Rafael Nadal passte genau in dieses neue Bild. Alle, die nach ihnen kamen, mussten ihrem Beispiel folgen.»

Das Leben ist immer in Bewegung, mal zum Besseren, mal zum Schlechteren. Neben all ihren sportlichen Leistungen widerlegten Federer und Nadal einen der dümmsten Mythen des Profitennis: dass anständiges Verhalten einem zum Nachteil gereicht.

Jenseits der Höflichkeit und des gegenseitigen Respekts sind die beiden psychologisch völlig gegensätzliche Typen. Nadal ist spartanisch, getrieben von Selbstverleugnung. Er spielt mit einer Intensität, als dürfe er niemanden enttäuschen. Aber es befriedigt ihn, auf dem Platz wieder einmal einer verlorenen Sache hinterherzulaufen und sich körperlich und mental restlos zu verausgaben. Dieses Leben ist eher bewundernswert als beneidenswert.

In Federer erkennt Nadal eine bedingungslose Ausdruckskraft, die ihm selbst entgeht. «Seine Physis, seine DNA, ist wie geschaffen für Tennis», sagt er von seinem Rivalen. «Auch in anderen Sportarten gibt es diese begnadeten Naturtalente.» Siegen ist immer komplizierter als das, was die Anzeigetafel zeigt.



Das Normale und das Aussergewöhnliche: Federer.

Federer spielt mit Vergnügen, mit unverhohlenem Staunen über sein eigenes Können. Wenn Glück heisst, noch die verborgensten Talente hervorholen zu können, dann muss Federer wirklich ein glücklicher Mensch sein.

Wie aber sollte er als Konkurrent beurteilt werden? Manche sagen, man kann nicht siebzehn Grand-Slam-Turniere gewinnen, wenn man nicht eine absolute Kämpfernatur ist. Aber was, wenn man einfach viel besser ist als alle anderen?

Für einen Sieger brachte er fraglos die richtige Persönlichkeit mit – die warmherzige Umarmung am Netz, das offene Lächeln, die

Bestätigung der Ordnung der Dinge. Nadal kommt als absolute Kämpfernatur auf den Platz, wild entschlossen, gegen alle Schwierigkeiten zu bestehen. Nachdem er im Januar 2012 in einer sechsstündigen Partie gegen Djokovic verloren hatte, erklärte er vor den versammelten Journalisten: «Aber es ist doch gut, so zu leiden, nicht?»

Federer und leiden? Es brauchte schon viel gutes Zureden, damit er bei Turnieren antrat, die ihn nicht interessierten. Das fantasievolle Talent, das zum Kampf Mann gegen Mann gezwungen werden musste – das war einer der bewegendsten Eindrücke, die ich von ihm ge-

wann. Es erklärt auch, warum man bei wichtigen Partien, die er verloren hatte, das Gefühl hatte, er ginge als Sieger vom Platz.

Federer kann sich unbändig über sein Talent freuen. Der Wettkampf an sich ist mitunter nebensächlich, wichtiger ist ihm das Vergnügen am Spiel. Erfahrene Beobachter stehen dann ein wenig irritiert da. Während eines seiner Routinesiege vor einigen Jahren in Melbourne verwendete er mehr Aufmerksamkeit darauf, den Balljungen behilflich zu sein, als sein Match zu gewinnen. Es fing damit an, dass er einen Return (nach ungültigem Aufschlag) direkt in die Hände eines Balljungen am Netz schlenzte. Die australischen Zuschauer, von Haus aus grosse Cricketfans, jubelten. Als der nächste Aufschlag ebenfalls ins Aus ging, wiederholte er dieses Spielchen; und dann noch einmal, ein Motiv, das sich durch die ganze Partie zog. Er unterhielt uns und sich selbst.

### Ali ist zu lange im Ring geblieben

Im Profisport ist derlei verpönt. Federers ungewöhnliches Verhältnis von Selbstaussdruck und Kampfeswillen erklärt, warum viele Insider ihn nicht so recht verstehen. Dieser Typus ist ihnen fremd.

Soll Federer weitermachen? Muhammad Ali ist zu lange im Ring geblieben, es war schrecklich. Mit anzusehen, wie er gegen Trevor Berbick verlor, war, «als sähe man einen Fürsten, der auf einer Müllkarre aus der Stadt geschafft wird», schrieb Hugh McIlvanney im *Observer*. Der amerikanische Basketballstar Michael Jordan hatte mehr Glück, seine grossen, wenngleich immer selteneren Auftritte dauerten bis in seine dreissiger Jahre hinein.

Was treibt Federer an? Vermutlich sind es verschiedene Motive. Es wird ihm weiterhin Vergnügen bereiten, Tennisbälle auf seine unverwechselbare, fantasievolle Weise zu schlagen. Aber es gibt noch eine letzte, offene Frage. Wenn Federer sein bestes Tennis spielte, konnte er jeden Gegner besiegen. Aber kann er lernen, sich, genau wie die anderen, seiner Rivalen nicht bloss zu erwehren, sondern sie zu jagen?

Sollte es dem natürlichen Aristokraten gelingen, sich wieder an die Spitze zu kämpfen, wird das der endgültige Beweis seiner Meisterschaft sein und ihm jenen letzten Zug von Grösse verleihen, der ihm bislang versagt blieb.

**Ed Smith**, Jahrgang 1977, ist Journalist und Autor sowie Kommentator beim Radiosender BBC. Zuletzt erschien von ihm «Luck: What It Means and Why It Matters» (Bloomsbury). Bis 2008 war er professioneller Cricketspieler und spielte für Middlesex und England.

Dieser Text erschien zuerst im britischen Magazin *New Statesman*.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

# Spitzenleistungen in aller Stille

Das Labor Spiez hat den Giftgaseinsatz in Syrien nachgewiesen. Trotz des Erfolgs bleibt Marc Cadisch als Chef der international anerkannten Institution im Hintergrund. Wissenschaftliche Dienste der Schweiz zugunsten des Weltfriedens anbieten, lautet seine Mission. *Von Alex Reichmuth*



*Beeinflusst das Weltgeschehen:* Wissenschaftler Cadisch.

Würde Marc Cadisch eine Fussballmannschaft trainieren, wäre er längst eine Berühmtheit. Denn sein Team hat Grosses vollbracht. Cadisch führt aber nicht die AC Milan oder den FC Barcelona, sondern das Labor Spiez. Dieses hat soeben, in aller Stille, so etwas wie die Champions League im Nachweis von chemischen Kampfstoffen gewonnen: Vor einigen Wochen gelang es den Spezialisten des Labors, zweifelsfrei zu belegen, dass im syrischen Bürgerkrieg tödliches Sarin eingesetzt wurde.

Die Organisation für das Verbot chemischer Waffen (OPCW) hatte dem Labor Bodenproben aus Syrien zukommen lassen mit dem Auftrag, diese zu analysieren. Der Nachweis aus Spiez beeinflusste das Weltgeschehen: Die USA machten den syrischen Herrscher Baschar al-Assad für den Giftgaseinsatz verantwortlich. Dieser verhinderte den angedrohten Militärschlag in letzter Minute durch die Einwilligung, sein Arsenal an Chemiewaffen zu vernichten. Die OPCW, eben erst mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet, überwacht nun die Vernichtung vor Ort.

Ahmed Üzümcü, der türkische Generaldirektor der OPCW, hat das Labor Spiez kürzlich als «eines der drei besten weltweit» bezeichnet. Champagnerlaune scheint sich hier aber nicht breitgemacht zu haben. Das Reich von Marc Cadisch, ein unscheinbarer Zweckbau

am Fuss des Niesen, ist von nüchterner Sachlichkeit beseelt. In den Forschungsräumen surren Apparate. Da und dort ist ein Mitarbeiter in die Arbeit vertieft.

## «Das bin ja ich»

Cadisch passt in diese Umgebung. Er ist alles andere als ein Selbstdarsteller. Vor zehn Jahren hat der Berner mit den Bündner Wurzeln die Leitung des Labors übernommen, das für den Schutz der Bevölkerung vor atomaren, biologischen und chemischen Gefahren zuständig ist. Aufmerksam geworden auf die Führungsaufgabe ist er durch ein Stelleninserat. «Das bin ja ich», durchfuhr es ihn, als er das Anforderungsprofil las. Mit einem Studium in Pharmazie, einem Dokortitel in Chemie, mit langjähriger Tätigkeit für die Industrie und einem Abschluss in Betriebswirtschaft war er der ideale Kandidat für den Job. So sah man es auch beim Bundesamt für Bevölkerungsschutz, dem das Labor Spiez angegliedert ist.

Dieser Job ist mit viel Verantwortung verbunden. Von den wissenschaftlichen Analysen des Labors hängt es ab, ob nach AKW-Unglücken wie in Tschernobyl bestimmte Nahrungsmittel gemieden werden müssen, ob es Massnahmen zur Prävention von Seuchen braucht oder ob die Schweiz Geräte exportieren darf, die zur Anreicherung von Uran die-

nen könnten. Regelmässig wird das Labor auch von internationalen Organisationen für Missionen im Ausland beigezogen. So waren die Spezialisten aus dem Berner Oberland in den 1990er Jahren im Irak dabei, um den Giftgasbeständen von Saddam Hussein nachzugehen. 2006 klärten sie im Libanon ab, ob Uranmunition verwendet wurde. Und 2010 half das Labor im Kongo mit, gefährliche Schwermetalle im Trinkwasser aufzuspüren.

In zwanzig Ländern war das Labor Spiez mit seinen rund hundert Mitarbeitern schon im Einsatz. Cadisch selber war allerdings noch nie bei einer Auslandmission dabei. «Wir schicken jeweils die Leute, die die besten Fachkenntnisse für die jeweiligen Aufgaben haben», sagt er. Als Chef sei er Allrounder und könne vor Ort wenig beitragen. «Unsere Leute sind Koryphäen auf ihrem Gebiet. Die wissen selber, was zu tun ist.» Auch bei Medienauftritten lässt Cadisch meist seinen Mitarbeitern den Vortritt. Der Vater dreier Kinder wirkt lieber im Hintergrund. Hier aber mit Nachdruck. So hat er erreicht, dass seine Institution durch ein biologisches Sicherheitslabor ergänzt wurde und dass der Bund einen neuen Krisenstab ins Leben rief, der bei Bedrohungslagen aktiv wird.

Natürlich macht es Cadisch stolz, dass seine Institution zu den führenden Labors dieser Art gehört. Diese Stellung habe sich die Schweiz erarbeitet, weil sie konsequent in fachliches Know-how investiert habe. Fast wöchentlich seien Delegationen ausländischer Wissenschaftler in Spiez, um sich weiterzubilden. Zudem sei die Schweiz als neutraler Staat für wissenschaftliche Dienste bei politisch heiklen Missionen prädestiniert.

«Eine Welt ohne Massenvernichtungswaffen» lautet die Vision des Labors Spiez. Zumindest bei den chemischen Waffen ist dieses Ziel greifbar: Seit die Konvention zum Verbot von Chemiewaffen 1997 in Kraft trat, sind achtzig Prozent der ursprünglichen Bestände vernichtet worden. Es geht darum, Tragödien wie den Giftgaseinsatz in Syrien zu verhindern, der tausend Menschen das Leben gekostet hat. Wie gegenwärtig ist das menschliche Leid, das solche Kampfstoffe erzeugen, wenn Cadisch und sein Team sie in den Proben nachweisen? Der Chef tut sich schwer mit einer Antwort. Betroffenheit zur Schau zu stellen, ist seine Sache nicht. «Der Bezug zu den Geschehnissen ist eher abstrakt», meint er schliesslich, «wir konzentrieren uns auf unsere Aufgabe als Wissenschaftler.» ○

# Die Frau regiert

Dürrenmatts «Die Physiker» ist in der Neuinszenierung wieder ein Grosse Erfolg am Zürcher Schauspielhaus. Was immer übersehen wird: Das weltberühmte Drama ist auch ein Stück über das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern. *Von Rico Bandle*

In den 1970er und 1980er Jahren war «Die Physiker» eines der meistgespielten Stücke Europas. Die Geschichte über den genialen Wissenschaftler, der sich als Irre ausgibt, um die Welt vor den tödlichen Folgen seiner Entdeckungen zu bewahren, war ein exaktes Abbild der politischen Gefühlslage: Da ist einerseits die latente Angst vor dem Missbrauch der Atomtechnik, andererseits sind die zwei Geheimdienstmitarbeiter, die sich ebenfalls als Irre ausgeben, um an die Entdeckungen ihres Kollegen zu gelangen, unschwer als Vertreter der zwei Supermächte zu erkennen.

Der Kalte Krieg ist längst Geschichte; die Thematik hat an Brisanz verloren. Das Zürcher Schauspielhaus kann mit dem Stoff gar so wenig anfangen, dass es das Stück seines Inhalts entleert und daraus ein (durchaus unterhaltsames) Blödelkabinett gemacht hat. Die Strahlkraft hat dennoch nicht nachgelassen: 51 Jahre nach der triumphalen Uraufführung sind auch in der Neuinszenierung von Herbert Fritsch alle Vorstellungen ausverkauft.

Bei allem Klamausk, wenn gegen Ende der Aufführung die Irrenhausleiterin Mathilde von Zahnd in ihrem rotseidenen Gewand wie eine Königin über die Bühne schwebt, gelangt doch noch ein zentraler Aspekt des Dramas an die Oberfläche, der bisher vernachlässigt wurde: dass es in dem Stück auch um das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern geht. Die Frau hat durch List und Kalkül heimlich die Weltherrschaft errungen. Sie hat das falsche Spiel der Männer – notabene Genies – von Anfang an durchschaut und die Formeln des Superphysikers heimlich kopiert, bevor er sie vorsichtshalber verbrannt hat.

## Sie lockt die Männer in die Falle

In einer ersten Fassung des Stücks hatte Dürrenmatt die Figur der Irrenhausleiterin noch als Mann konzipiert. Mehrmals wurde er gefragt, weshalb er sie dann zur Frau umgeschrieben habe. Erst erklärte der Autor, dass er damit der von ihm hochgeschätzten Schauspielerinnen Therese Giehse, der das Stück gewidmet ist, für die Uraufführung eine passende Rolle ermöglichen wollte. Später allerdings tat er dies als unwahre Anekdote ab. Es sei ihm um den «Kontrast», die «Spannung» gegangen, er habe begriffen, «dass der streng logischen Welt der drei Physiker nur eine verrückte Frau gegenüberstehen kann».

Interessant ist, dass Dürrenmatt die Mathilde von Zahnd als «Verrückte» bezeichnet hat. Auch

sonst hat sich die Interpretation durchgesetzt, dass von Zahnd die einzige Irre im Irrenhaus sei. Aber ist jemand, der durch richtiges Gespür und starken Machtinstinkt hinterrücks die Herrschaft erlangt, tatsächlich irr? Von Zahnd lockt die drei Männer auf skrupellose Weise in die Falle: Sie verleitet sie mit Hilfe der weiblichen Verführungskraft zu einem Mord und bringt sie damit in ihre absolute Abhängigkeit.

Zwar fabuliert sie am Schluss tatsächlich wie eine Geistesranke, doch ihr Vorgehen ist eher diabolisch als irr. Genüsslich hält sie dem geschlagenen Physiker vor: «Sie sind machtlos, Möbius. Auch wenn Ihre Stimme in die Welt hinausdränge, würde man Ihnen nicht glauben. Denn für die Öffentlichkeit sind Sie nichts anderes als ein gefährlicher Verrückter. Durch Ihren Mord.» Die Frau hat auf der ganzen Linie gesiegt, dem nach aussen als so intelligent geltenden Mann bleibt in dem Haus nur die Rolle des unterwürfigen Hanswursts.

## Analogien zu Charlotte Kerr

In dem Stück lässt sich – natürlich in stark überspitzter Form – ein Geschlechterverhältnis erkennen, das an jenes von Dürrenmatt mit seiner zweiten Ehefrau, Charlotte Kerr, erinnert, die er zwanzig Jahre nach dem Verfassen der «Physiker» kennengelernt hat. Kerr war eine starke und dominante Persönlichkeit. Die

Beziehung blieb Aussenstehenden immer ein Rätsel: Viele Weggefährten aus der Kulturszene redeten nur schlecht über Kerr. Nach Dürrenmatts Tod kam die Abneigung erst richtig an die Oberfläche. Kerr wurde fast nur noch als macht- und klagefreudige Unperson beschrieben. Die Kulturleute sahen in Dürrenmatt einen Mann in den Klauen einer irren Frau – ähnlich wie es die Physiker sind. «Dürrenmatt ist nicht Witwengut», schimpfte zum Beispiel der Autor Hugo Loetscher, der mit Dürrenmatt eng befreundet gewesen war.

Dürrenmatt allerdings hatte eine innige Beziehung zu seiner Frau; mit ihr lebte er nochmals auf – was nicht zuletzt an seinem fulminanten Spätwerk erkennbar ist. Dass er so sehr an ihr hing, deutet darauf hin, dass ihm das heute so verpönte klassisch-konservative Geschlechterverhältnis – der Mann steht in der Öffentlichkeit, in Wahrheit regiert aber die Frau im Hintergrund – sehr behagte.

Im Stück zeigen sich die drei Physiker nur kurz irritiert, wenn sie erfahren, dass die Irrenhausleiterin sie durchschaut und in ihre Abhängigkeit gebracht hat. «Schweigen. Sie starren vor sich hin», steht in Dürrenmatts Regieanweisung. «Dann reden sie ganz ruhig, selbstverständlich, stellen sich dem Publikum vor.» Für Dürrenmatt schien klar: Es hat so alles seine Richtigkeit. ○



*Tatsächlich irr?* Mathilde von Zahnd (Corinna Harfouch) in «Die Physiker», 2013, Dürrenmatt, 1968.





*Eine vielschichtige Persönlichkeit:* Margarita Louis-Dreyfus.



*James-Bond-Dimensionen:* Philipp Hildebrand.

## Hildebrands schöne Milliardärin

Margarita Louis-Dreyfus sorgt in der Schweizer Jetset-Gesellschaft für Staunen über ihre Einfachheit und Natürlichkeit. Wer ist die geheimnisvolle Frau, in die sich Philipp Hildebrand verliebt hat?

*Von Hildegard Schwaninger*

Früher, als ihr Mann noch lebte und ihre Kinder in Zürich zur Schule gingen, sah man Margarita Louis-Dreyfus oft. In ihrem blau-weißen Smart flitzte sie durch die Stadt. Kaum jemand hätte die schöne blonde Frau in dem winzigen Auto für eine der reichsten Frauen von der Goldküste gehalten. Man sah sie, immer seltsam entrückt, beim Konzert von Valery Gergiev in der Tonhalle und viel in der Oper, fünfte Reihe rechts hatte sie ihr Abonnement, manchmal sass sie auch in der Loge mit Alexander Pereira, der ja potenzielle Sponsoren immer sehr herzlich umgarnte. Sie war die einzige Frau (ausser seiner Freundin), mit welcher der Intendant am Opernball tanzte. Sie hielt dem guten Freund die Treue und war im Sommer auch am Festspielball in Salzburg. Am Kispi-Ball vor drei Jahren sah man die Russin auch, sie stand nur wenige Meter von Philipp Hildebrand entfernt, der mit seiner

Frau Kashya da war, die ein Kleid aus nachtblauem Samt trug.

Philipp Hildebrand und Margarita Louis-Dreyfus kannten sich sicher vom Sehen, im September 2012 traten sie gemeinsam auf dem NZZ Capital Market Forum auf, gefunkt haben soll es erst beim WEF 2013 in Davos. Dort hat Margarita Louis-Dreyfus ein Haus. Ihre Kinder gingen in die französische Schule in Gockhausen, und die anderen Mütter, die bei ihr zu Hause eingeladen waren, wunderten sich immer, wie achtlos der Diamantschmuck herumlager zwischen dem Migros-Geschirr, auf dem das Essen gereicht wurde. Nicht nur die akkuraten Schweizerinnen bestaunten diese Unbekümmertheit, auch im ausgeflippten Saint-Tropez, als die geborene Margarita Bogdanova zum ersten Mal mit Robert Louis-Dreyfus aufkreuzte (in Plastikschuhen und kaum geschminkt), staunten die Schweizer

Jetsetter über so viel Einfachheit und Natürlichkeit. Zu sehen war Margarita Louis-Dreyfus (allein) vor zwei Wochen im Zürcher Kongresshaus beim Gastspiel des Tschechow-Kunsttheaters Moskau bei «Schuld und Sühne» von Dostojewski (die *Weltwoche* berichtete). In der Pause stand sie ganz unpräzise mit einer Gruppe von etwa zehn Russinnen, unspektakuläre junge Frauen, nett wirkte sie und doch erhaben, in ihrer weissen Spitzenbluse mit hohem Kragen, und sie sah wie immer supergut aus. Solche Blusen sieht man auf alten Gemälden oder in Jane-Austen-Verfilmungen. Es ist keine Business-Bluse, wie Carolina Müller-Möhl sie anhat.

### Das geheimnisvolle Lächeln

Margarita Louis-Dreyfus hat einen speziellen Liebreiz, es wundert einen nicht, was ihre Biografin Elsa Conesa schreibt: «Politiker, Ban-

kiers, Unternehmenschefs, Anwälte – alle machen ihr den Hof.» Klar, die Frau ist die zweitreichste Frau Frankreichs, ihr Vermögen wird auf fünf Milliarden Euro geschätzt. Aber selbst der Journalist vom Magazin von *Le Monde*, der sie im Pariser Hotel «Bristol» interviewte, kam ins Schwärmen. Mit ihren grossen blauen Augen schaue sie einen an «wie ein Filmstar, der zur Liebesszene anhebt», und zweimal erwähnt er «ihr Lächeln» und setzt dahinter ein paar Pünktchen. Hinter dem geheimnisvollen Lächeln verbirgt sich eine knallharte, hochintelligente Frau. Nach dem Tod ihres Mannes schaffte sie es in zwei Jahren, die von ihm eingesetzten Unternehmensverwalter loszuwerden und sich selbst an die Spitze des Konzerns mit weltweit 40 000 Lohnempfängern zu hieven, und sie schaffte es auch, sich gegen seine Familie, die gerne ohne die Russin weitergemacht hätte, durchzusetzen.

#### «Boubou möchte Sie kennenlernen»

*Le Nouvel Economiste* ernannte Margarita Louis-Dreyfus im Dezember 2011 zur «Kapitalistin des Jahres». Mit ihr sei nicht zu spassen, schrieb ein Journalist. Sie setze alle Mittel in Bewegung, wenn einer ihr den ersten Rang ablaufen wolle. In ihrer Welt gebe es «Meister» und «Sklaven». Seither, so vertraute sie dem Mann von *Le Monde* an, denke sie, dass die französischen Journalisten gegen sie seien.

Dass sie einmal einen Weltkonzern leiten und Chefin des beliebtesten Fussballklubs Frankreichs, Olympique Marseille, werden sollte, war ihr nicht in die Wiege gelegt worden. Sie wurde in der Breschnjew-Ära in Leningrad geboren. Ihre Eltern kamen bei einem Zugunglück ums Leben, als sie sieben Jahre alt war. Sie wurde von Grossvater Leonid erzogen, einem Elektroingenieur, der auch Bücher schrieb. Sie besuchte die Handelsschule. Die Perestroika nutzte sie, um in den Westen zu ziehen. Wie viele Russinnen, die in die Schweiz ziehen, hatte sie – anderthalb Jahre lang – einen Deutschschweizer Ehemann. In Zürich arbeitete sie bei der Laytron AG im Import/Export.

Ihre erste grosse Reise im Westen sollte 1989 nach New York gehen. Im Flugzeug von Zürich nach London lernte sie Robert Louis-Dreyfus kennen. Der zeigte der schönen Russin ein Foto von seinem Hund, einem Bobtail. Als sie aus New York zurückkam, meldete sich der Unternehmer, der später Adidas kaufte und von dem Uli Hoeness zwanzig Millionen deutsche Mark bekommen haben soll: «Boubou möchte Sie kennenlernen.» Einen Monat später zog Margarita bei ihm ein. Geheiratet wurde, weil die russische Bürokratie langsam mahlt, erst im Mai 1992. Sohn Eric wurde 1992 geboren, die Zwillinge Maurice und Kirill 1998.

Im Sommer 2009 starb Robert Louis-Dreyfus an Leukämie. Margarita Louis-Dreyfus ist

heute Herrin über ein Unternehmen (Agrarstoffhandel und Schifffahrtsdienstleistungen), das 2012 einen Umsatz von 57 Milliarden Dollar machte. Die Franzosen nennen sie «die schöne Zarin». Seit 2006 ist sie Schweizerin. Heute lebt diese Gipfelstürmerin vor allem im Flugzeug, und wie sie in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* sagte, fühlt sie sich nicht mehr als Russin, sondern als «europäische Frau aus der Schweiz».

#### «Kreatur, die aus der Kälte kam»

Jetzt hat sie die Liebe des ehemaligen Schweizer Nationalbank-Präsidenten erobert. Philipp Hildebrand stand im Juni, als seine Frau Kashya Hildebrand ihre Galerie von der Talstrasse in Zürich an die Eastcastle Street im Londoner West End verlegte, bei der Eröffnung an ihrer Seite. Sie waren bereits seit Mai getrennt.

Philipp Hildebrand und Margarita Louis-Dreyfus: Mehr Glamour geht nicht! Das hat schon James-Bond-Film-Dimensionen. Margarita Louis-Dreyfus, eine vielschichtige Persönlichkeit, geheimnisvoll. Wie schreibt Elsa Conesa in ihrer Biografie «Enquête sur la fortune la plus secrète de France» (Verlag Grasset & Fasquelle) über Margarita Louis-Dreyfus? «Die geheimnisvolle Kreatur, die aus der Kälte kam, sie wirkt wie aus einer Episode von James Bond.» ○

# Die Linken wählen? Die Rechten? Die in der Mitte? Die bürgerliche Mitte? Oder die Mitte-Linken?

Gewinnen Sie ein  
Relax-Weekend:  
[sympany.ch/win](http://sympany.ch/win)

## Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Gewisse Entscheidungen werden Ihnen leicht gemacht: Sympany bietet Ihnen einen persönlichen Service und Versicherungen, die einen umfassenden Schutz garantieren – für Singles, Familien und Unternehmen. Entdecken Sie die erfrischend andere Versicherung. [www.sympany.ch](http://www.sympany.ch)

 **sympany**  
versicherungen

# Von allem ein bisschen probieren

«Schnäderfrässige» mögen keinen Blumenkohl. Sie verlangen im Restaurant Reis statt Nudeln – aber keinen Wildreis, bitte. Wenn sich jemand nicht mal mit Blumenkohl anfreunden kann, wie mag es dann erst mit den Nachbarn gehen? Oder mit fremden Völkern und neuen Technologien? *Von Niko Stoifberg*

Es gibt ein Gericht in Island, das heisst Hákarl. Grob gesagt handelt es sich dabei um Haifisch, der im kalten Boden vergraben, ein paar Monate vergessen, getrocknet und in kleinen Würfeln serviert wird. Etwas speziell ist, dass dieser Fisch, genauer: der Grönlandhai, Unmengen an Harnstoff in seinem Gewebe einlagert, um den osmotischen Druck des Meerwassers auszugleichen. Ganz verstanden habe ich das nie – immerhin kommen andere Fische auch ohne diesen Trick aus –, aber der Grönlandhai wird schon wissen, was er tut. Was ich weiss, ist, welche Konsequenz dieser eigenartige Stoffwechsel in kulinarischer Hinsicht hat. Unter all den Dingen, die ich in meinem Leben gerochen habe, gibt es nur etwas, was sich, wenn überhaupt, mit Hákarl vergleichen lässt: Während der Rekrutenschule hatten wir Urinproben abzugeben, zirka 120 insgesamt. Wir stellten sie in den Kasernengang, wo sie abends abgeholt werden sollten. Am nächsten Morgen waren sie immer noch da. So ungefähr, wie es in diesem Gang roch, so ungefähr – mal Faktor hundert – riecht Hákarl.

Natürlich wollte ich Hákarl probieren, als meine Eltern mich nach Island mit in die Ferien nahmen. Die Reiseführer hatten uns gewarnt: «Überlassen Sie das den Einheimischen.» Mich hatten sie damit angestachelt. Der Hákarl kam mit einem Salatblatt, dazu ein Gläschen Brennivín, eine Art isländischer Härköpfeler. Ich führte das erste der braungelben Würfelchen mit der Gabel in Richtung Nase. Die Nase sagte nein. Ich sagte ja. Die Nase sagte immer noch nein. Ich sagte immer noch ja, und schliesslich gewann ich. Beim zweiten Würfelchen auch noch, mit Hilfe des Brennivíns. Beim dritten hatte ich den Brennivín geleert, es waren noch dreissig Würfelchen übrig. Ich versuchte es noch mal, die Nase sagte jetzt: «*Nein!*» Sie sagte auch noch: «Wenn du mir noch einmal damit kommst, werd ich dich über den Restauranttisch kotzen lassen, und das willst du doch nicht wirklich, oder?» Ich musste aufgeben. Es war demütigend.

## Und bitte mit Reis statt Nudeln

Demütigend deshalb, weil ich mich der «Schnäderfrässigkeit» überführt sah. Schnäderfrässigkeit war für mich des Teufels und ist es heute noch. «Schnäderfrässig» nennt man in der Schweiz Menschen, die bestimmte Speisen verschmähen, obwohl diese tadellos zubereitet und ethisch wie gesundheitlich einwandfrei sind. Sie verschmähen sie allein aufgrund



«Zum Glück kannte meine Mutter keine Gnade.»



ihres natürlichen Geschmacks, aufgrund ihres Aussehens oder aus noch absurderen Gründen. Schnäderfrässige sagen: «Blumenkohl, *uhhh, nää-ä.*» Sie sagen: «Für mich dann ohne Kümmel, gell.» Im Restaurant fragen sie: «Gibt es das Menü zwei auch ohne Peperoni? Und bitte mit Reis statt Nudeln. Ah ja, aber nicht von diesem Wildreis hier. Moment, warten Sie, nein, ich nehme doch den Gratin. Oder hat es da Knoblauch drin?» Schnäderfrässige sind Leute, die beim Fleisch den Fettrand abschneiden, die Gschwelli schälen und H-Milch kaufen, nicht wegen der Haltbarkeit, sondern weil sie Milch, so wie Milch schmeckt, nicht mögen. Leute, die zwar gerne Fisch essen, aber nur, wenn er keine Haut hat. Leute, die Rosmarinadeln aus der Ratatouille grübeln. Die finden: Honig zum Käse, das geht doch nicht!? Die niemals Bärlauchkutteln essen würden, wie im nebenstehenden Rezept, weil Kutteln – *iith* – aus einem Tiermagen stammen und Bärlauch – *wähhh* – aus dem Wald. Von einem Ort, wo es Würmer gibt und so.

### Tapferkeit bei Tisch

Mag ja sein, dass Leute, die Vogelnester essen, Grillen dippfen und Schlangengalle schlürfen (wie der TV-Gastroguru Andrew Zimmern), nicht weniger neurotisch sind. Vielleicht sogar mehr. Schnäderfrässige Menschen aber – da bin ich mir sicher, und deshalb wollte ich nie einer sein – Schnäderfrässige sind nicht nur neurotisch, sondern dumm. Dumm im Sinne von einfüchtig oder beschränkt: Es fehlt ihnen an Neugier, an Offenheit, an Vorstellungskraft. Sie sind ignorant, ja, intolerant, und das gegen etwas so Banales wie zum Beispiel Blumenkohl. Wenn sich jemand nicht mal mit Blumenkohl anfreunden kann, wie mag es dem erst mit den Nachbarn gehen? Mit Arbeitskollegen? Mit der Schwiegermutter? Mit fremden Völkern? Mit neuen Technologien, neuen Ideen, neuer Kunst? Unmöglich, dass irgendetwas davon im Hirn eines Schnäderfrässigen Platz hat, wenn nicht mal Blumenkohl Platz hat darin. Versuchen Sie mal, ein Gespräch zu führen mit einem solchen Kostverächter: Sie werden sehen, die Beschränktheit ist allumfassend, das sind geistige Anorektiker. Engstirniger als ein *Meersäuli*, unflexibler als eine Primzahl.

So, das musste ich mal loswerden. Meine Mutter war es, die mir die Schnäderfrässigkeit ausgetrieben und mich Tapferkeit bei Tisch gelehrt hat. Tapferkeit angesichts von Chicorée, den ich nicht mochte. Toleranz mit Senffrüchten und Fenchel, mit Mais und Roquefort. «Von allem ein bisschen probieren», das war das Motto meiner Mutter oder besser: ihr Gebot, das meine Schwester und ich zu befolgen hatten. Es ist ja nicht so, dass man als Kind – selbst als eines, das freiwillig Rossschnecken schluckt – von Anfang an alles gern hätte. Der metallische Geschmack von Spinat, die Bitterkeit von Kaffee, das seltsam nussige Aroma

### Kutteln an Bärlauch (für 4 Personen)



- 800 g Kutteln vom Rind oder Kalb, in grobe Streifen geschnitten
- 2,5 dl Bouillon
- 1 Kaffeelöffel Butter
- 2 gehackte Zwiebeln
- 2 Rüebli, fein gewürfelt
- 1 Esslöffel Mehl
- 3 dl saurer Apfelmost
- 1,5 dl Bouillon
- 1 Eigelb
- Saft einer Zitrone
- 0,5 dl Saucenrahm
- 0,5 dl Rahm
- 1 Handvoll frischer Bärlauch, gehackt

Kutteln in der Bouillon 15 Minuten garen lassen. In einer andern Pfanne die Butter schmelzen, Zwiebeln und Rüebli bei schwacher Hitze glasig dünsten. Mit Mehl bestäuben, dann mit Most und Bouillon ablöschen. Unter Rühren zum Kochen bringen und 20 Minuten auf kleiner Flamme reduzieren. Kutteln abtropfen lassen und in die Sauce geben. 10 Minuten mitköcheln lassen. In einer Schüssel Eigelb, Zitronensaft, Saucenrahm und Halbrahm mischen. Diese Mischung vor dem Servieren unter die Kutteln ziehen, zusammen mit dem Bärlauch. Nochmals warm werden lassen (nicht mehr kochen!), mit Salz und Pfeffer abschmecken.

von Emmentaler oder die Schärfe von Meerrettich, die einem Tränen in die Augen treibt: Das steht alles in krassm Kontrast zu Muttermilch und Bananenbrei, daran muss man sich erst gewöhnen. Der entscheidende Moment kommt sehr früh: Das Kind wird erst mal alles, was ihm irgendwie suspekt ist, weinend oder lachend vom Tisch wischen, weinend, wenn es ihm wirklich nicht schmeckt, lachend, wenn es Freude daran findet, Esswaren durch die Luft

fliegen zu sehen, und so auf sich aufmerksam macht. Lässt man ihm das durchgehen, wird die Neinsagerei bald Programm, der Knirps ist auf bestem Weg zum Restaurantnörgler.

### Türme aus Chicorée

Zum Glück konnte meine Mutter keine Gnade: Was auf dem Teller lag, war alternativlos. Es gab das, oder es gab nichts. Ich war gezwungen, mich dem Chicorée zu widmen, ich baute ihn zu Türmen auf, brach die Türme wieder ab, zerhackte ihn, verarbeitete ihn zu Mus, schob ihn auf dem Teller rum, hin und her, und irgendwann dann doch in den Mund. So lernte ich dieses Gemüse kennen, lernte es zu achten und schliesslich zu lieben. Es waren gerade die befremdlichen Aromen, die neuartigen, ungewohnten Texturen, die mich bald unwiderstehlich dünkten. Aus Irritation wurde Faszination. Über alle Tellerränder und Vorurteile hinweg lernte ich Oliven kennen, Sardellen, Kapern und Artischocken, Zucchini Blüten und Forellenrogen, Schwarzwurzeln und Mönchsbart, Kalbskopf und Ochsenmaul, Feigen, Kumquats und Münsterkäse. Je komischer etwas daherkam, desto dringender musste ich es versuchen. Je glitschiger, spröder, beissender, schärfer, desto besser, desto interessanter.

Erst beim Hákarl stiess ich an meine Grenzen. Ich musste den Rest meiner Mutter überlassen, die ein Würfelchen ums andere wegputzte, ohne mit ihren schönen Wimpern zu zucken. Ich selbst hatte immerhin probiert. «Von allem ein bisschen probieren»: Daran versuche ich mich bis heute zu halten und habe keinen Bissen bereut. «Von allem ein bisschen probieren»: Das scheint mir überhaupt ein gute Art, dem Leben zu begegnen.

**Niko Stoifberg**, geboren 1976, ist Autor und Cartoonist in Luzern. Diesen Essay schrieb er für das neue Buch von Foodfotograf Sylvan Müller: «Mama kocht. Erinnerungen und Rezepte aus Mutters Küche.» AT Verlag, 240 S., Fr. 59.90



Exzellente Gaumenfreuden

Waldhaus Flims Mountain Resort & Spa  
www.waldhaus-flims.ch | info@waldhaus-flims.ch



# «Macht über Frauen finden sie geil»

Prostitution ist ein globaler Markt, auf dem Hintermänner Milliarden verdienen. Alice Schwarzer fordert in einem aufsehenerregenden Appell, Prostitution mit einem Verbot zu ächten. Ein Gespräch über Freierbestrafung und Menschenhandel – auch in der Schweiz. *Von Daniele Muscionico*

**Frau Schwarzer, Sie werfen der westlichen Welt wieder einmal den Fehdehandschuh vor die Füße und machen sich vorsätzlich unbeliebt: Im Kanon mit neunzig prominenten Erstunterzeichnenden haben Sie einen Appell an die Adresse der Bundeskanzlerin und den Bundestag lanciert und fordern darin die Abschaffung der Prostitution! Hand aufs Herz: Ist das nicht reichlich naiv?**

Hand aufs Herz: Galten die Gegnerinnen und Gegner der Sklaverei vor gar nicht so langer Zeit nicht auch als reichlich naiv? Sicher, die Sklaverei gibt es immer noch auf dieser Welt. Aber kein demokratischer Staat würde mehr wagen, Sklaverei zu dulden, zu verharmlosen oder gar zu propagieren. Doch genau das tun unsere Länder – die Schweiz genauso wie Deutschland – mit dem, was international *white slavery* genannt wird: Prostitution.

**Hat denn ein Verbot jemals etwas gelöst? Treibt es nicht im Gegenteil alle Beteiligten in den Untergrund, wo Ausbeutung und Machtmissbrauch ungestraft grassieren?**

Was für ein eigenartiges Argument. Gesetze sind schliesslich auch Ausdruck des Rechtsempfindens einer Gesellschaft. Und Schutz für die Opfer. Man weiss, dass man einer alten Frau nicht im Park auf den Kopf hauen und ihr die Handtasche entreissen darf. So sollte man auch lernen, dass man «Frischfleisch» aus der Ukraine oder Rumänien nicht schlimmer als Tiere behandeln darf. Es geht ja um zweierlei: erstens um Gesetze, die in einem ersten Schritt die schlimmsten Auswüchse eindämmen, die also die Frauen in der Prostitution schützen und die Profiteure bestrafen. Zweitens geht es um ein Bewusstsein darüber, dass eine Welt, in der ein Mann nur einen Schein hinlegen muss und dafür den Körper und die Seele einer Frau benutzen kann, keine humane Welt ist. Die Akzeptanz der Prostitution macht Frauen zum käuflichen Geschlecht und Männer zu potenziellen Käufern. Sie perpetuiert damit das Ungleichverhältnis der Geschlechter.

**Ist denn Prostitution nicht so etwas wie ein Naturgesetz? Es gibt Frauen, es gibt Männer, und es gibt das, was die eine dem anderen verkaufen kann. Das ist doch nichts anderes als ein idealer Tauschhandel.**

Wenn man davon ausgeht, dass der Mensch eine Ware ist, könnte man so argumentie-

ren. Ich sehe das anders. Ich gehe davon aus, dass jeder Mensch Menschenrechte und eine Menschenwürde hat. Selbst Frauen.

**Nehmen Sie mit Ihrer Forderung nach einem Prostitutionsverbot nicht Frauen die Möglichkeit, etwas, was sie natürlich besitzen, zu kapitalisieren – wenn sie es denn möchten?**

Kapitalisiert wird vor allem von den Menschenhändlern, Zuhältern und Bordellbetreibern, die Wuchermieten kassieren. Allein in Deutschland wird der Jahresumsatz im Prostitutionsgewerbe auf mindestens 14 Milliarden Euro geschätzt. Bei bis zu 1000 Prozent Profitraten. Kassiert wird von den Händlern mit der Ware Frau, nicht von den Frauen. Denen bleibt nur ein Bruchteil des Verdienstes. Über neunzig Prozent der Prostituierten sterben in Armut, auch die einheimischen.

**In Ihrem neuen Buch, «Prostitution, ein deutscher Skandal», wollen Sie die Idee von der selbstbestimmten Hure, die tut, was sie tun will, also ohne einem Zuhälter emotional hörig oder von ihm materiell abhängig zu sein, widerlegen. Sie behaupten, die Idee, dass sich Frauen freiwillig prostituierten, sei eine beschönigende Gesellschaftslüge.**

---

«Sexsalons» – was für ein hübsches Wort. Klingt nach Plüsch und Champagner.»

---

Ich will und muss gar nichts widerlegen. Die Tatsachen sprechen für sich. In diesem Buch wird das System Prostitution analysiert. Wir erfahren auch, welche wahren Interessen hinter den meisten sogenannten Hurenprojekten stecken, die so gerne im Namen namenloser Prostituierten reden. Und ich gebe den Prostituierten selbst einen grossen Raum: den Zwangsprostituierten, den Armutsprostituierten – und den freiwilligen Prostituierten. Und wer da genau hinhört und hinsieht, begreift, was für eine zynische Lüge die Behauptung von der «selbstbestimmten Prostituierten» ist. Internationale Studien belegen: Über neunzig Prozent aller Frauen in der Prostitution würden lieber heute als morgen aussteigen – sie können es nur nicht.

**Und warum können sie es nicht? Ist nicht das der Knackpunkt? Gälte es nicht dort anzusetzen, wo ausstiegswilligen Frauen der Ausstieg nicht gelingt?**

Genau. Aber da ist niemand. Echte Ausstiegshilfen – durch Sozialarbeiterinnen, Thera-

peuten, Berufsberater – müssen erst geschaffen werden. Und Schutz vor der Gewalt und Rache der Menschenhändler und Zuhälter, die an den Frauen verdienen. Manchmal sind es auch die eigenen Familien, die ihre Töchter zum Beispiel von Rumänien nach Westeuropa zum Anschaffen schicken. Und immer ist Gewalt im Spiel, physische oder psychische. Viele der ausländischen Prostituierten können kein Wort Deutsch, kennen ihre Rechte nicht, sind völlig hilflos.

**In Zürich verlangt man von Sexsalons eine Betriebsbewilligung, und es gibt in Deutschland lizenzierte Bordellbetriebe, Laufhäuser heissen sie bei ihnen. Hier geniesst die Prostituierte Schutz. Und auch diese wollen Sie schliessen?**

«Sexsalons» – was für ein hübsches Wort. Klingt nach Plüsch und Champagner. Waren Sie schon mal in so einem deutschen Laufhaus? Eine *Emma*-Reporterin war drin: Die Frauen zahlen für einen schäbigen Zehn-Quadratmeter-Raum 180 Euro am Tag – und dann haben sie noch nichts zu essen. Von einer eigenen Wohnung ganz zu schweigen. Die meisten hausen in ihren «Arbeitsräumen». 180 Euro, das sind vier Freier am Tag, zur Not auch mal sechs oder zehn. Können Sie sich das vorstellen?

**Das kann ich mir nicht vorstellen, nein. Aber können Sie sich vorstellen, dass man in der Schweiz versucht, den Opfern des Menschenhandels, vor allem ungarischen Prostituierten, mit Geld die Rückkehr in die Heimat zu erleichtern? Und dass solche Frauen teilweise aus ebendiesen Gründen in die Schweiz kommen oder hierher gebracht werden? Sie reisen mit falschem Namen ein, damit sie mehrmals einreisen können. Können Sie sich das vorstellen?**

Ja, sehr gut kann ich mir das vorstellen. In Deutschland haben die Menschenhändler inzwischen den Trick, die Frauen Asylanträge stellen zu lassen – und bis die abgelehnt werden, schaffen die Frauen eben an. Auf die Idee aber sind nicht die Frauen, die in die Prostitution stolpern oder gestossen werden, gekommen. Wir exportieren deutsche oder Schweizer Qualitätsware in diese Länder – und die exportieren ihre Töchter, Schwestern, Frauen zu uns. Das liegt an der ökonomischen Schiefelage und dem Ungleichverhältnis der Geschlechter. In den Militärdiktaturen Osteuropas gab es keine Frauenbewegung, aber dafür brutalisierte (Ex-)Soldaten. Da ist also einiges nachzuholen.



«Ohne Käufer kein Markt»: Autorin, Feministin und *Emma*-Herausgeberin Alice Schwarzer.

Darum müssen wir unsere diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen auch mit den Menschenrechten der Frauen in diesen Ländern verknüpfen. Nicht nur aus Mitgefühl, sondern auch weil uns das ganze Elend sonst hier vor die Füße rollt. Und das passiert ja schon. Und hat Auswirkungen auf uns. Auf unsere Männer. Auf unser Frauenbild. Das ist ein harter Rückschlag.

**Dass Zürich zu den beliebtesten Zielen von Menschenhändlern gehört, ist nicht nur die Schuld von liberalen Gesetzen. Man darf sich hier legal ab sechzehn prostituieren. Angehörige eines EU-25-Staates dürfen an bis zu neunzig Tagen im Jahr als Prostituierte arbeiten. Mindestens so entscheidend ist: Hier ist Geld zu holen. Schweizer Freier bezahlen besser als zum Beispiel die deutschen. Prostitution ist auch die Folge von Armut. Wie werden Sie dieser Tatsache mit einem Verbot gerecht?**

Absechzehn? Das ist wirklich unerhört! Die Altersgrenze muss unbedingt auf 21 angehoben werden! Und von was für einem Verbot reden wir eigentlich? Doch nicht von Verboten für die Frauen. Die sollen straffrei bleiben und Ausstiegshilfen angeboten bekommen. Wir reden von Verboten für die Profiteure. Die, die die Milliarden kassieren. Und in einem zweiten Schritt müssen wir auch von Verboten für die Freier reden. Denn erst die Freier schaffen ja die Prostitution. Ohne Käufer kein Markt.

**Sie wollen doch nicht etwa die Männer, die zu Prostituierten gehen, bestrafen?**

Warum nicht? Ein Kollege hat gerade zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass man ja auch die Käufer von Elfenbein bestraft, um die Elefanten zu schützen. Warum sollte man die Frauen nicht genauso schützen wie die Elefanten? Und in Schweden hat man mit der Freierbestrafung sehr gute Erfahrungen gemacht. Da gilt Frauenkauf inzwischen überhaupt nicht mehr als akzeptabel: 93 Prozent der Schwedinnen verurteilen, dass Männer zu Prostituierten gehen – und 75 Prozent der Schweden. Die Polizei ist sehr erfolgreich. Da, wo die Freier sind, sind ja auch die Zuhälter, die werden gleich mit geschnappt. Die Freier kriegen eine Geldstrafe von 1500 Euro und einen Brief nach Hause. Was vermutlich auch ganz aufschlussreich ist für die Ehefrauen. Und der Prostituierten wird eine Ausstiegshilfe angeboten.

**Freierbestrafung wäre allerdings eine Möglichkeit, wenn man an die Möglichkeit der Aufklärung eher glaubt als an das Diktat eines Verbotes. Frankreich will ja einen ähnlichen Weg gehen wie Schweden. Sie kennen Frankreich gut und haben dort mit Monique Wittig sehr früh eine der ersten feministischen Gruppen gegründet. In Frankreich kommt nächs-**

**tens ein Gesetzesentwurf ins Parlament, nach dem die Kunden der Prostitution bestraft werden sollen. 1500 Euro würde demnach das *plaisir* kosten, wie in Schweden. Und das Doppelte bei Rückfälligkeit. Wer eine Frau kauft, macht sich strafbar.**

Aber genau darum geht es doch! Ohne Freier keine Prostituierte.

**Trotzdem glaube ich nicht daran, dass etwas nicht stattfindet, bloss weil es verboten wird. Wäre es nicht ein Gebot der Vernunft, staatlich kontrollierte Bordelle einzurichten?**

Die Kritik an der Prostitution war in Deutschland bisher kein Thema. Doch nur eine Woche nach Veröffentlichung des *Emma*-Appells haben ihn fast 3000 Personen unterzeichnet und ist die so dringend notwendige Gesetzesänderung bereits Teil der Koalitionsverhandlungen. So erfolgreich war in der bewegten Geschichte von *Emma* bisher noch keine Kampagne! Die Zeit ist reif! Und das gilt für die Schweiz ganz sicher nicht weniger als für Deutschland – hier wollen jetzt beide Parteien, die Union wie die Sozialdemokraten, die Gesetze verschärfen. Da gibt es einen Dringlichkeitskatalog, den alle Innenminister der deutschen Bundesländer bereits 2010 gefordert hatten: die Anhebung des Schutzalters von 18 auf 21 Jahre, das Verbot der Werbung für Prostitution, die Möglichkeit zu Kontrollen zur Aufspürung von Zwangsprostituerten und Minderjährigen, die bessere Verfolgung der Menschenhändler und Zuhälter, Schutz und Ausstiegshilfen für die Frauen et cetera, et cetera.

**Und was hält Alice Schwarzer von Callboys? Wer sich Sex kaufen will, der oder die soll das. Doch es gilt dann das gleiche Recht für die Frauen. In der Schweiz macht gegenwärtig ein Dokumentarfilm über männliche Huren von sich reden. Die Parade-Exemplare, die zu Wort kommen, machen einen rundum zufriedenen Eindruck.**

Das wäre kein gleiches Recht, das wäre gleiches Unrecht. Wir wollen den Objektstatus von Frauen doch nicht abschaffen, um ihn für Männer anzuschaffen.

**In Deutschland wie in der Schweiz kommt heute die typische Prostituierte aus Osteuropa, ist Anfang zwanzig und hat zwei oder drei Kinder im Heimatland. Diese Osteuropäerinnen haben nichts mehr mit den professionellen Huren zu tun, die noch vor fünfzehn Jahren im Gewerbe aktiv waren. Was hat sich da geändert? Und wieso?**

Es liegt an dem Zusammenbruch der einstigen sozialistischen Länder und dem ökonomischen Ungleichgewicht zwischen West- und Osteuropa. In Deutschland kommt verschärft die Integration dieser bitterarmen Länder in die EU hinzu.

**Heute sind vor allem Osteuropäerinnen aktiv, Elends- oder Armutprostituente, die schlimmstenfalls durch Schlepperbanden**

**in die Schweiz, nach Deutschland gebracht wurden. Wie erklären Sie sich, dass die Frauen aus anderen Kulturräumen, aus Italien, Spanien, die in den siebziger, achtziger Jahren einwanderten, sich ihr Geld nicht auf dem Strich verdienten?**

Weil die qualifizierter und damit selbständiger waren. Sie hatten es nicht nötig, sich zu prostituieren. Hinzu kommt: Es gab noch nicht diesen völlig enthemmten globalen Prostitutionsmarkt. Der ist erst durch die Deregulierung des Systems Prostitution, die neuen Medien und die Desensibilisierung unserer Gesellschaft möglich geworden.

**Alice Schwarzer macht mobil und mobilisiert gegen die Prostitution. Wieso will sie nicht von der Schweiz lernen? In Zürich hat man vor zwei Monaten den grössten Strassenstrich des Landes geschlossen und erlaubt – schweizweit einmalig – Strassenprostitution nur noch auf einem Strichplatz in Sexboxen. Oder in Strichzonen in der Altstadt. Und das mit Erfolg, zumindest wenn man der Polizei glauben darf: Die Zahl der Prostituierten hat sich nach ihren Erhebungen deutlich verringert.**

Von der Schweiz lernen? Verrichtungsboxen für Menschen aufstellen, die aussehen wie die Besamungsboxen für Kühe? Sie glauben wohl, nur weil Sie das Problem nicht mehr selber sehen, existiert es nicht mehr? Denken Sie denn gar nicht an die betroffenen Frauen? Wie wär's denn mal mit einer Debatte über Menschenwürde? Menschenwürde der Mädchen und Frauen in der Prostitution – und auch der Männer, die Sex kaufen. Ihre Motive sind ja hinlänglich bekannt. Da geht es nicht um erotisches Begehren, da geht es um Macht. Mit einer Prostituierten muss ein Mann nicht diskutieren, der muss er nicht in die Augen sehen. Die muss machen, was er will. Die Fotografin Bettina Flitner war zehn Tage in einem sogenannten Wellnessbordell. Sie hat die Männer porträtiert, nackt, und gefragt, warum sie herkommen. Fast alle haben gesagt, weil sie es geil fänden, Macht über die Frauen zu haben, sie bezahlten ja. Ins Gesicht abspritzen kostet 50 Euro extra, anal 100 Euro.

**Wenn Sie sagen, dass das Grundübel der Menschenhandel sei, müsste man da nicht europaweit agieren? Und es gibt es nicht bereits seit 1947 eine Uno-Konvention «zur Unterbindung des Menschenhandels und Ausnutzung der Prostitution anderer»? Wie soll ein Appell von Alice Schwarzer ändern, was die Uno offenbar nicht zu ändern bereit ist oder ändern kann?**

Selbstverständlich müssen wir europaweit agieren, um dem zynischen System Prostitution Einhalt zu gebieten. Aber fangen wir doch endlich mal bei uns selber an!

Alice Schwarzer (Hrsg.): Prostitution – Ein deutscher Skandal. Kiepenheuer & Witsch. [www.aliceschwarzer.de](http://www.aliceschwarzer.de)



# Gourmet-Yacht-Reise der Luxusklasse

Gönnen Sie sich eine Traumreise auf unserer Luxusyacht. Kultur, vorzügliches Essen und feine Weine prägen dieses einmalige Erlebnis. Ihr Begleiter ist niemand Geringeres als der Spitzengastronom und Wein-Enthusiast Beat Caduff!

Auf unserer Reise geniessen Sie die Sonne, das Meer und herrliche Strände. Zusammen mit Starkoch Beat Caduff erkunden Sie mediterrane Märkte und lassen sich von lokalen Spezialitäten inspirieren, aus denen Sie gemeinsam an Bord die wunderbarsten Menüs kreieren. Sie verbringen die Zeit mit Segeln, mit Schnorcheln, Fischfang oder Relaxen auf Ihrer luxuriösen Segelyacht, die keine Wünsche offenlässt.

## Ihre Luxusyacht Ketsch Motorsegler

Yacht-Klasse: Rina  
 Segelfläche: 690 m<sup>2</sup>  
 Gesamtlänge: 40 m  
 Breite: 8,35 m  
 Unterkunft: 4 Gästekabinen mit Badewanne  
 Besatzung: 6 Crew-Mitglieder  
 Besonderheiten: Jacuzzi auf Deck, Wassersport, Jetski u.v.a.m.

## Ihre Reiseroute:

- Griechenland–Türkei–Griechenland**
- Von der Sonneninsel Rhodos aus geht es zur idyllischen Insel Symi.
  - Erlebnisfahrt nach Bozburun und Weiterfahrt nach Ekincik.
  - Mit einem Flussboot entdecken wir historische Felsengräber, einen Schildkrötenstrand und die berühmten Bäder von Dalyan.
  - Fahrt in Richtung Göcek und Schwimmpause bei den zwölf idyllischen Inseln.
  - Weiterfahrt nach Olüdeniz, der berühmtesten Badebucht der Türkei, und zum beliebten Yachthafen Fethiye.
  - Rückreise nach Rhodos am vorletzten Tag.



## Ihr Begleiter: Beat Caduff

Der bekannte Fernsehkoch wurde mit 15 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnet. Feinschmecker und Weinfreunde verwöhnt er in seiner «Caduff's Wine Loft» in Zürich.

## Weltwoche-Spezialangebot

### 8-tägige Traumreise auf der Luxusyacht – «Exklusivangebot»

Samstag, 4., bis Samstag, 11. Oktober 2014

#### Leistungen:

- Yachtreise ab/bis Rhodos; gemäss Programm
- Vollpension
- Flussfahrt
- Reisebegleitung: Beat Caduff
- Auf Wunsch können Sie die Ferien verlängern

#### Spezialpreise:

	EUR	CHF*
Zweibett-Kabine:	5480.–	6850.–
Doppelbett-Kabine:	5480.–	6850.–
Master-Kabine II:	5810.–	7260.–
Master-Kabine I:	5990.–	7490.–
Linienflug (Option)	430.–	540.–

\*CHF-Preise pro Person (tagesaktueller Mittelkurs)  
 Zuschlag für Nichtabonnenten: CHF 300.–

#### Limitierte Teilnehmerzahl:

Min./Max. 8 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

#### Anmeldung:

Executive CH GmbH  
 Yacht- und Privatjet-Reisen  
 5430 Wettingen  
 Telefon 056 427 15 68  
 www.executive-private.ch  
 E-Mail info@executive-private.ch

Detaillierte Reiseinformationen unter:

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





*Zweifelhafter Ruhm:* Serge Gainsbourg und Jane Birkin, 1968 in Oxford.



## Liebe mit Biss

Von Daniele Muscionico

Das sind Miss Bauchfrei und Monsieur Röst-die-Zwiebel. 1968 in Oxford bei der Fotosession für ein französisches Magazin. Anbrennen lässt dieser Mann nichts. Nicht nur vor der Kamera. Er war der Scherenötter mit Charme und Talent, der für die Gréco und die Deneuve Lieder schrieb. Als er den Puffärmel-Engel zum ersten Mal sah, gab es nichts zu sehen. Brigitte Bardot war sein Mass, seine Geliebte, die ihn eben eingetauscht hatte gegen den deutschen Gunter. Neben Bardot war diese Britin Kindergrösse. Doch Serge Gainsbourg sollte seine Meinung über Jane Birkin schnell ändern.

Jane und Serge, sie waren in den siebziger Jahren Posh und Beck von heute. Ein Skandalpaar, ein Türöffner für jedwede Fantasie, dazu ihr Kamasutra in Vinyl, der Höhepunkt zum Höhepunkt: «Je t'aime... moi non plus.»

Serge «Bourguignon» nannte sie ihn, das einzige französische Wort, das sie aus dem Kochbuch ihrer Mutter kannte. Ihre Liebe war ein gegenseitiger Rettungsversuch: Sie, sitzengelassen von John Barry, dem Vater ihres Kindes, dem Komponisten der James-Bond-Titelmelodie. Janes zweifelhafter Ruhm hatte bisher darin bestanden, mit siebzehn die erste Nacktszene auf einer britischen Leinwand gespielt zu haben, in Antonionis «Blow up». Er, zweimal geschieden, die «BB» an Sachs verloren, wohnte wieder bei den Eltern.

32 Jahre sind es her, dass Jane Serge verliess, und 22, dass Gainsbourg starb. Seitdem ist Birkin seine Nachlassverwalterin. In dieser Funktion hat sie jetzt der Welt ein Buch geschenkt, das für alle Romantiker ein Anlass ist, als ob Ostern und Weihnachten zusammenfielen. Es heisst «Jane & Serge» und ist die liebevollste Preziose, mit der sich der Taschen-Verlag selber übertroffen hat.

Das Buch ist eine Liebesgeschichte in 160 intimen, teils unveröffentlichten Bildern, Janes Bruder, Andrew, hat sie gemacht, und die Seiten duften nach der Gitanes von Serge und der Milchhaut von Jane – ein Dokument purer Lebenslust und Sorglosigkeit. «Jane & Serge» gibt es mit Poster, einem Textheft mit den Erinnerungen Andrews – heute ein gefeierter Regisseur – das mit Kindheitsfotos der Birkins illustriert ist. Und es gibt gratis dazu die ungeschriebene Aufforderung, mit dem eigenen Familienalbum zu beginnen. Bevor das Glück vorbei ist, ausgetrunken und verraucht. Oder eingewechselt für eine Handvoll Gitanes.

Jane & Serge: A Family Album. Taschen.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Khaled Hosseini:** Traumsammler (S. Fischer)
- 2 (–) **Jens Steiner:** Carambole (Dörlemann)
- 3 (3) **Jussi Adler-Olsen:** Erwartung – Der Marco-Effekt (DTV)
- 4 (2) **Cecelia Ahern:** Die Liebe ... (Fischer Krüger)
- 5 (–) **Henning Mankell:** Mord im Herbst (Zsolnay)
- 6 (5) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (Carl's Book)
- 7 (4) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (Piper)
- 8 (6) **Gillian Flynn:** Gone Girl – Das perfekte Opfer (Fischer Scherz)
- 9 (–) **Stephen King:** Doctor Sleep (Heyne)
- 10 (8) **Franz Hohler:** Gleis 4 (Luchterhand)

### Sachbücher

- 1 (1) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic:** Christiane F. ... (Levante)
- 2 (4) **Guinness World Records:** 2014 (Bibliographisches Institut)
- 3 (2) **Malala Yousafzai, Christina Lamb:** Ich bin Malala (Drömer/Knaur)
- 4 (3) **Alain Sutter:** Stressfrei glücklich sein (Giger)
- 5 (5) **Mary C. Neal:** Einmal Himmel und zurück (Allegria)
- 6 (7) **Hans Küng:** Erlebte Menschlichkeit (Piper)
- 7 (–) **Jamie Oliver:** Cook Clever mit Jamie (Dorling Kindersley)
- 8 (–) **Pascal Vogelhuber:** Kinder in der geistigen Welt (Giger)
- 9 (6) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi 3.0 (Frech)
- 10 (–) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (Arkana)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Raubkopie

Am Sonntag erwies der SRF-3-Hitparaden-Moderator Michel Birri den Hörern einen besonderen Dienst: Er wies darauf hin, dass die noch unveröffentlichte Lady-Gaga-CD im Internet bereits *geleakt* worden sei. Auf der offiziellen SRF3-Facebook-Seite publizierte er einen Link, der das kostenlose Herunterladen der vollständigen CD ermöglichte. Der Download raubkopierter Ware ist in der Schweiz zwar nicht illegal, und einen Tag später war der Link auch wieder verschwunden. Aber wie kommt ein SRF-Moderator auf die Idee, seine Hörerschaft zu animieren, sich raubkopierte Ware zu besorgen? Vielleicht beginnt man als SRG-Mitarbeiter mit der Zeit zu glauben, nicht nur der eigene Arbeitgeber, sondern auch eine Lady Gaga sei gebührenfinanziert. (rb)

## Gesellschaft

# Republik der Unterschiede

Andrew Solomons neues Monumentalwerk über Kinder, die ein gänzlich anderes Leben führen als ihre Eltern, wird von der US-Kritik als Heilsbotschaft gefeiert. Zurecht? Von Sacha Verna

Jacob Shamberg ist taub. Catherine Featherstone hat das Down-Syndrom. Kim Reed war einmal ein Mann, und Drew Peterson ist ein Musikgenie. Über sie hat Andrew Solomon, 50, ein Buch geschrieben. Über sie und kleinwüchsige Menschen, Autisten, Schizophrene, Mörder und Kinder von Vergewaltigten. Im Lauf von zehn Jahren hat der amerikanische Journalist Interviews mit über 300 Familien und deren Bekannten geführt und damit 40 000 Seiten gefüllt. Das Manuskript dampfte sein Lektor auf das tausendseitige Werk ein, das die US-Kritik zurzeit mit Lob überhäuft.

«Weit vom Stamm – Wenn Kinder ganz anders als ihre Eltern sind» handelt vom Anderssein. Solomon spricht von der «vertikalen» und von der «horizontalen» Identität. Zur vertikalen Identität zählt, was eine Generation unweigerlich an die nächste vererbt, etwa die Volkszugehörigkeit, die Sprache und bis zu einem gewissen Grad die Religion. Die horizontale Identität ergibt sich aus der Eigenschaft, die manche mit eigentlich Fremden teilen. Jacob Shamberg die Gehörlosigkeit mit anderen Gehörlosen. Catherine Featherstone das Down-Syndrom mit anderen Menschen mit Down-Syndrom.

Andrew Solomon hat «Weit vom Stamm» in zwölf Kapitel unterteilt, von denen sich jedes mit einer Form des Andersseins befasst, von der Kleinwüchsigkeit bis zur multiplen Schwerstbehinderung. Die Klammern bilden die Kapitel «Sohn» und «Vater», in denen Solomon seine Beweggründe für dieses Buch und seine Herangehensweise schildert und dann seine Entwicklung vom gequälten Teenager zum Ehemann von John Habich – die beiden heirateten 2007 – und Vater von George, der 2009 von einer Leihmutter und Freundin des Paares geboren wurde.

«Weit vom Stamm» ist ein zutiefst persönliches Buch und zugleich sehr viel mehr als das. Solomons Biografie fungiert als Rahmen und sein Ich als Führer durch die etlichen Fallgeschichten. Aber zu Wort kommen die Menschen, die er besucht, manche nur einmal, viele über Jahre hinweg immer und immer wieder. Er nimmt an Konferenzen teil – etwa einer der Little People of America (LPA) – und reist nach Bali, wo eine Gemeinschaft von mehrheitlich Tauben lebt. Er spricht mit Wissenschaftlern und studiert Fachliteratur. «Weit vom Stamm» ist engagierter Journalismus, Kultur- und Medizingeschichte und philosophischer Versuch in einem. Es ist ein monumentaler Essay über die Frage: «Was ist normal?»

1990 unterzeichnete Präsident George H. W. Bush den «Americans with Disabilities Act», ein Gesetz, das jegliche Diskriminierung Behinderter unterbinden sollte. Es wurde als die «erste und umfassendste Erklärung zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen der Welt» gepriesen. Die Vereinigten Staaten sind stolz auf ihren Schutz von Minderheiten. Keine Randgruppe ohne Lobby, kein obskurer Interessenverband ohne Vertreter auf Capitol Hill. Alleinerziehende Narkoleptiker. Hispanische Albinos mit Hasenscharten. Die USA sind aber auch ein Land, in dem die Marginalitätsextremisten mit all ihren ehrbaren Anliegen im Mainstream baden gehen.

### Was ist schlimmer?

Wie Andrew Solomon zeigt, sind die Vereinigten Staaten der totalen Gleichheit eine bürokratische Illusion. Diese Erkenntnis ist keine Überraschung. Überrascht hat Solomon die Isolation, in die Familien mit aussergewöhnlichen Kindern getrieben werden. Für sie stellt sich irgendwann das Problem, entweder bei ihrem Kind oder bei der Gesellschaft intervenieren zu müssen. Das führt Solomon zurück zur Identität. Wie wichtig ist das Taubsein für Jacob Shamberg's Selbstverständnis? Und für das seiner Eltern? Wäre es ein Verrat gegenüber allen anderen Gehörlosen, wenn Jacob ein Cochlea-Implantat eingepflanzt würde? Käme das dem Eingeständnis gleich, Taubsein sei ein Mangel, der behoben werden müsse? Oder muss man die Gesellschaft dazu bringen, diesen Mangel nicht mehr als solchen zu betrachten? Wenn ja, wie?

Es wird noch komplizierter. Das Etikett «Behinderung» ist nicht nur ein Stigma, sondern auch mit dem Recht auf Sozialhilfe verbunden. Wer will darauf verzichten? Und: Was ist schlimmer, ein kleinwüchsiges Kind auf die Streckbank zu legen oder einen Schizophrenen medikamentös zu behandeln? Die Mitglieder der Mad-Pride-Bewegung, so berichtet Andrew Solomon, pochen auf ihren freien Willen und beharren auf ihren Halluzinationen.

Dem existenziellen Erdbeben, das die Geburt eines andersartigen Kindes bedeutet, sind viele Familien nicht gewachsen. Die allermeisten jedoch wachsen daran. Das ist die Wohlfühlbotschaft des Buches. Solomon fragt Karen Robards, ob sie das Down-Syndrom ihres 23-jährigen Sohnes David wegzaubern würde: «Für David würde ich es sofort tun. Aber für uns – ich würde diese Erfahrungen





«Schönes Mosaik des Multikulturalismus»: Autor Solomon.

gegen nichts eintauschen.» Ihr Mann Tom erklärt: «Wenn jeder Mensch mit Down-Syndrom geheilt würde, wäre das ein Verlust.» Da erscheint die pränatale Diagnostik als Geschenk des Himmels mit teuflischen Folgen.

Es geht nicht nur um Behinderungen und Behinderte in diesem Buch. Delia Barrett ist zehn Jahre alt und erfreut sich bester Gesundheit. Ihre Mutter Emily ebenfalls, nur schafft sie es noch immer nicht, ihre Tochter zu umarmen. Jede Umarmung ist eine Erinnerung an die Vergewaltigung, deren Ergebnis Emily ist. Auch Dylan Klebold war gesund, als er und ein Freund am 20. April 1999 in die Columbine High School in Littleton, Colorado, marschierten und zwölf Mitschüler und einen Lehrer erschossen. Und bei einem Auftritt des 31-jährigen Starpianisten Lang Lang denkt erst recht niemand an Behinderung.

Dass Andrew Solomon Kriminelle mit zerebral Gelähmten vergleicht und Hochbegabte mit Vergewaltigungsoptionen oder Sir Isaac Newton – der möglicherweise autistisch war –, wurde ihm von manchen vorgeworfen. Solomon verteidigt seinen Eintopf mit dem nicht sehr überzeugenden Argument, dass Andersartigkeit vereine.

Andrew Solomon räumt ein: «Taube Leute wollten nicht mit Schizophrenen verglichen

werden; einige Eltern von Schizophrenen hatten Angst vor Zwergwüchsigen; Kriminelle konnten sich nicht an den Gedanken gewöhnen, etwas mit Transsexuellen gemeinsam zu haben.» Wir sind anders anders, betont sie. Solomon weist darauf hin, dass Familien von Behinderten und Begabten, von Kriminellen und Transsexuellen gleichermaßen mit Fragen der Erziehung und der Natur zu kämpfen hätten, mit Schuld und Verantwortung, mit dem Schicksal und Gott. Das tun freilich die meisten einmal.

«Weit vom Stamm» endet als Plädoyer für eine Republik der Unterschiede: «Das schöne Mosaik des Multikulturalismus war ein nötiges Gegenmittel gegen den Schmelztiigel der Assimilation. Nun ist es Zeit für die kleinen Fürstentümer, ihre gemeinsame Stärke zu finden», schreibt Solomon. Das klingt wie das Gitarrengezapfe am Feuer eines ökumenischen Zeltlagers. Es beeinträchtigt jedoch weder die bereichernde Fülle des Anschauungsmaterials noch die Gültigkeit von Solomons Forderung: Achtet auf die Äpfel in fremden Gärten, ehe einer davon in das Kompott eures eigenen Lebens gerät.

Andrew Solomon: Weit vom Stamm – Wenn Kinder ganz anders als ihre Eltern sind. S. Fischer. 1103 S., Fr. 52.–

## Jazz

# Wechselnd beleuchtete Landschaften

Von Peter Rüedi

Nicht, dass dies nicht auch Vergnügen bereiten könnte: Musik, die mich alle paar Augenblicke gegen ein Hindernis prallen lässt und mir insgesamt feindlich gegenübersteht. Sanfter ausgedrückt: die mich herausfordert, mir in der abweisenden Steilwand eine eigene Route auszudenken (und zuzusehen, wie weit ich auf der komme). Wir könnten es das kompetitive Konzept nennen, und grössere Teile der Moderne bestanden darauf, dass nur dieses den Zuhörer ernst nehme.

Das ist, versteht sich, so absolut gesetzt ebenso Unsinn wie das Gegenteil: dass dem Zuhörer gar keine Anstrengung zuzumuten sei. Auch die Überwindung von Widerständen kann Genuss bereiten, da müssen wir den Verfechtern rigoroser Positionen (den «Publikumsbeschimpfern» zum Beispiel) nicht gleich sadomasochistische Motive unterstellen. Allein, es ist zuweilen schon auch ganz schön, wenn eine Musik den Mut zur Schönheit aufbringt. Sie braucht deshalb nicht spannungslos zu sein, im Gegenteil: den Zuhörer einladen und die Spannung hochhalten ist die Quadratur des Zirkels. Dem Gitarrentrio Ralph Towner (klassische und zwölfsaitige Gitarre), Wolfgang Muthspiel (elektrische Gitarre) und Slava Grigoryan (klassische und Baritongitarre) gelingt genau dies. In zehn Stücken (fünf stammen von Towner, fünf von Muthspiel) breiten sie wechselnd beleuchtete, winddurchwehte Klanglandschaften aus, in denen wir uns frei zu bewegen meinen, und am Ende merken wir allemal, dass wir einer logischen Erzählung vom Anfang an ihr Ende gefolgt sind.

Das Gegenteil von kompetitiv ist dieses Trio noch in anderem Sinn: Im Gegensatz zu vielen anderen Gitarrentrios hauen sich hier nicht drei Konkurrenten ihre Schnellfingerkünste um die Ohren, alle drei sind Raum-Künstler, die miteinander und nicht gegeneinander spielen, grosse Melodiker alle drei, alle um einen Sound bemüht (auch Muthspiels elektrisches Instrument ist fabelhaft in den Gesamtklang integriert). Nach einer ersten CD bei Muthspiels Material Records («From a Dream») ist diese nun die erste bei ECM. Das Münchner Label ist seit Ralph Towners Erstling (1972!) so etwas wie seine Heimat.



Ralph Towner, Wolfgang Muthspiel, Slava Grigoryan: Travel Guide. ECM 2310 6025 374 4408(1)

# Ein Bild für den Papst, Silber für die Queen

Mit 89 Jahren versteigert Pierre Koller noch immer eigenhändig Kunst und Antiquitäten. Das von ihm gegründete Auktionshaus ist eines der grössten in Europa. Von Rico Bandle und Dan Cermak (Bild)

Selbst wenn niemand mitbietet, ist Pierre Koller nach Scherzen zumute. «Das ist eine schöne Uhr, aber auch der Preis ist schön – geben wir sie zurück an den Verkäufer.» 125 000 Franken wäre das Mindestgebot für die Pendeluhr gewesen – zu viel. Eine Ausnahme bei dieser Auktion. Im Eiltempo finden alte Sekretäre, Büsten oder Polstermöbel neue Eigentümer. «Zum ersten, zum zweiten und zum dritten Mal.» Eine antike Kommode geht für 255 000 Franken weg, ein kleiner Tisch für 60 000 Franken, für viele Gegenstände werden zwischen 5000 und 10 000 Franken geboten. «Si händ ä chli früe ufghört», sagt der Auktionator einem unterlegenen Bieter.

89 Jahre alt ist Pierre Koller, vor 55 Jahren hatte er seine Galerie gegründet, die später zum Auktionshaus wurde. Noch immer geniesst der studierte Jurist den grossen Auftritt am Auktionstisch. Er witzelt, hat zu jedem Gegenstand etwas zu erzählen. Dabei springt seine Stimme manchmal in die Höhe, wie bei einem Jüngling im Stimbruch. Früher hatte er während der Versteigerungen jeweils ein Glas Wein in Griffnähe, seit einigen Jahren nicht mehr. In seinem Büro kriegen die Gäste aber noch immer zu jeder Tageszeit ein Glas angeboten, um mit ihm anzustossen. «Im Alter isst der Mensch die Hälfte und trinkt das Doppelte», sagt Koller, dessen Blick einen ähnlichen Schalk versprüht wie der neue Papst.

## Charme alter Schule

Auch als Zaungast an einer Kunstauktion kann man sich dem verführerischen Sog nur schwer entziehen: Man kann gut verstehen, dass viele Kunden in einen Bietausch geraten, dass Versteigerungen ähnliche Adrenalinstöße und Glücksgefühle auslösen können wie eine rollende Roulettekugel. Die Auktionshäuser tun alles, um die Kunden in die richtige Stimmung zu versetzen: mit einem gepflegten, exquisiten Ambiente, aber auch mit dem Charisma des Auktionators. Die Stars der Szene wie der in London ansässige Schweizer Simon de Pury haben Kunstauktionen zum Spektakel gemacht; auch Pierre Kollers ältester Sohn Cyril, der das operative Geschäft mittlerweile übernommen hat, weiss mit dem Auktionshammer beschwingt umzugehen.

Der Doyen bleibt zurückhaltender, setzt auf einen Charme alter Schule. Er steht nicht am Auktionstisch, sondern sitzt; anstatt mit dem Hammer schlägt er jeweils mit einem Bleistift sanft auf das Mikrofon. Wenn eine Dame einen Gegenstand ersteigert, übergibt ihr der Haus-



Bleistift statt Hammer: Auktionator Koller.

herr eine Rose, bieten zwei Frauen, erhält selbstverständlich auch die Unterlegene eine.

Bei aller Lockerheit: Die Auktionen sind strikt durchorchestriert, ein Beamter der Stadt überwacht vor Ort die Abläufe, Sicherheitsleute stehen im Saal, rund ein halbes Dutzend Mitarbeiter sitzt an den Telefonen und am Computer.

Das Geschäft läuft zurzeit so gut wie noch nie in der Firmengeschichte. Koller profitiert heute wie andere Auktionshäuser vom günstigen Finanzumfeld: Geld ist massenhaft vorhanden, lukrative Anlagemöglichkeiten sind rar, also investieren die Leute in Kunst. In Europa ist Koller mit einem Umsatz von 100 Millionen Franken pro Jahr die Nummer drei nach den globalen Platzhirschen Sotheby's und Christie's, weltweit kann sich das Schweizer Familienunternehmen unter den Top Ten behaupten. Das war nicht immer so. Ende der 1980er Jahre, mit dem Platzen der Immobilienblase, machte das Auktionshaus eine schwere Krise durch, in den 1990er Jahren stand es einmal kurz vor dem Bankrott. Man war einem Betrüger aufgefressen, verlor zwei Millionen Franken, zugleich halbierte sich der Preis für Diamanten. «Es kamen mehrere Sachen zusammen, die uns nahe an den Abgrund brachten», sagt Koller. Das Schloss Lucens im Waadtland, von 1971 bis 1994 im Familienbesitz, musste verkauft, die Lokalitäten an der Rämistrasse in Zürich an die Hardturmstrasse verlegt und das Geschäft neu organisiert werden.

Im Nachhinein erwies sich die Krise auch als Glücksfall. Der Generationswechsel wurde eingeläutet, Sohn Cyril übernahm die Verantwortung, man diversifizierte das Angebot und richtete das Haus zunehmend international aus. Heute verfügt das Auktionshaus über Repräsentanzen in München, Düsseldorf, London, Moskau, Beijing und Genua. Antike Möbel und Kupferstiche – einst das Kerngebiet – sind nur noch ein Geschäftsfeld unter vielen.

### Albert Anker für 7,5 Millionen Franken

Bei allem Wachstum, Pierre Kollers Leidenschaft liegt noch immer bei den Antiquitäten, den Kupferstichen. Ein Bereich, in dem die Preise stark gefallen sind. Die Hobbys reicher Frauen seien ein guter Indikator für die Entwicklung auf dem Kunstmarkt, sagt er. «Viele Gattinnen aus der höheren Gesellschaft führten früher zum Zeitvertreib ein kleines Antiquitätengeschäft. Diese Geschäfte sind alle verschwunden.» Heute eröffnen die Damen Kunstgalerien; die Frau des früheren Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand ist nur die bekannteste von ihnen. Auch Pierre Kollers Gattin Ursula führt eine Galerie für zeitgenössische Kunst gleich gegenüber dem Auktionshaus.

«In den sechziger Jahren wurden für einen Buffetschrank aus der Innerschweiz 35 000 bis

40 000 Franken bezahlt. Heute kriegen Sie die für 8000 bis 9000 Franken», sagt Koller. Bei den Gemälden verlief die Entwicklung umgekehrt. «Einen Picasso oder Monet versteigerten wir damals für unter 100 000 Franken. Jetzt kosten diese Bilder Millionen.»

Der Wertzuwachs in der Kunst ist auch bei Albert Anker exemplarisch. 1964 versteigerte Pierre Koller die «Kappeler Milchsuppe» für 100 000 Franken. «Damals haben das alle wahnsinnig gefunden», sagt er. Dieses Jahr versteigerte sein Sohn ein vergleichbares Werk, die «Turnstunde in Ins», zum Rekordpreis von 7,5 Millionen Franken. Gemäss *Sonntagsblick* soll es sich beim Käufer um SVP-Nationalrat und Anker-Sammler Christoph Blocher handeln. Pierre Koller schweigt: «Zu den Kunden sage ich nichts.»

Schweizer Kunst gehört zu den wichtigsten Standbeinen Kollers, allein in der Juni-Auktion setzte das Haus damit 16 Millionen Franken um. Wird der Anker- und Hodler-Markt zusammenbrechen, wenn Christoph Blocher nicht mehr da ist? «Nein, es gibt zahlreiche passionierte Anker-Sammler, auch in den USA», sagt Koller. Das seien vorwiegend vermögende Leute Schweizer Abstammung.

### Die Tricks des Auktionators

Die Auktionen finden alle an den zwei Sitzen in Zürich und Genf statt, die Kundschaft allerdings kommt aus aller Welt, zunehmend auch aus dem arabischen Raum und China. Durch

---

## Die Hobbys reicher Frauen seien ein guter Indikator für die Entwicklung auf dem Kunstmarkt.

---

das Internet ist der Markt global geworden. «Die Chinesen müssen ein Depot von 50 000 Franken hinterlegen, das ist in der Branche üblich», sagt Koller. Das Geschäft ist aufwendig: Alle eingereichten Werke werden von Fachleuten überprüft, das Haus gibt eine Echtheitsgarantie. Erweist sich ein Gegenstand als eine Fälschung oder als Raubkunst, wird das Geld zurückerstattet. Der Betrieb beschäftigt rund sechzig Mitarbeiter.

Ein Auktionshaus lebt von den Gebühren: 18 Prozent bezahlt der Käufer zusätzlich zum Kaufpreis, der Einlieferer ebenso viel. Die Einlieferergebühr ist allerdings verhandelbar und kann bei sehr wertvollen Gütern stark sinken. Jedes Auktionshaus wirbt mit den eigenen Verkaufsrekorden, jedes gibt an, bei ihm würden die höchsten Preise erzielt. Auch die Kollers machen bei diesem Spiel mit: Redet man mit ihnen über die Einlieferer, preisen sie ihre hohen Verkaufserlöse an; redet man über das Mitbieten, sagen sie, wie günstig bei ihnen wertvolle Gegenstände zu erwerben seien.

Für den Laien ist der Versteigerungsvorgang so faszinierend wie rätselhaft. Die Preise ge-

hen zuweilen hoch, ohne dass sichtbar jemand im Saal oder am Telefon bietet. Einerseits liegt dies daran, dass gewisse Bieter mit dem Auktionator ein diskretes Zeichen vereinbart haben, zum Beispiel Kratzen am Bart. Andererseits steigt der Auktionator oft mit einem Gebot ein, das unter dem Mindestpreis liegt. Bis der Mindestpreis erreicht ist, treibt er den Preis selber hoch. Dabei handelt es sich um einen weitverbreiteten Trick: Startet die Auktion bei einem tiefen Preis, springen mehr Leute auf, was die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass einige in einen Bietausch verfallen.

### Nackt unter dem Pelz

Nicht nur wegen der vielen ungeschriebenen Gesetze des Auktionswesens ist eine Begegnung mit Pierre Koller ein Vergnügen. Gerne erzählt er Anekdoten aus seinem Leben, die man eher Hollywood oder einem Königshaus zuordnen würde als dem puritanischen Zürich. So zum Beispiel, dass einmal eine wunderschöne Frau ihren Pelzmantel nicht ausziehen wollte, weil sie darunter nackt war. Oder dass sein alter Mercedes einst dem König von Marokko gehörte.

1980 stellte Koller dem Bund für einen Galaempfang von Königin Elisabeth II. eine prunkvolle silberne Tischdekoration zur Verfügung. 1984 stattete er das Reiseflugzeug von Papst Johannes Paul II. mit einem Gemälde aus. An Auktionen kommt es immer mal wieder zu witzigen Vorkommnissen. Einmal hätten sich zwei stadtbekannte Ehepartner, die im Saal weit auseinander sassen, unbemerkt gegenseitig den Preis hochgetrieben. «Dann sagte ich: <Frau Zimmermann, drehen Sie sich mal um, dann sehen Sie, wer Sie immer überbietet.> Der ganze Saal lachte.»

Auch von Spekulanten und abgekarteten Händlerringen weiss Koller manch dubiose Geschichte zu erzählen. Dass das Auktionswesen ein zwielichtiges Geschäft sei, weist er allerdings zurück. Zwar bestreitet er nicht, dass der Kunsthandel auch zur Geldwäscherei missbraucht werde, seriöse Auktionshäuser eigneten sich aber nicht dafür. So könne nur mitbieten, wer seine persönlichen Daten bis hin zur Telefonnummer und Passkopie aushändigt. «Heute wird alles genau kontrolliert, die Vorgänge sind transparent, die Preise für jedermann einsehbar.»

Welche Gegenstände lohnen sich für normale Käufer am ehesten zu ersteigern? «Die Antiquitäten sind zurzeit äusserst günstig, die Preise werden sich in den nächsten zehn oder fünfzehn Jahren mindestens verdoppeln.» Diese Aussage spiegelt nicht nur Kollers Leidenschaft für jene alten Gegenstände, mit denen er sein Geschäft vor über fünfzig Jahren startete, sondern auch seine Erfahrung: «Bei den Preisen gibt es ähnliche Wellenbewegungen wie bei der Mode. Früher oder später wird alles wieder begehrt.» ○

## Top 10

### Knorrs Liste

1	Gravity	★★★★★
	Regie: Alfonso Cuarón	
2	Prisoners	★★★★★
	Regie: Denis Villeneuve	
3	Rush	★★★★★
	Regie: Ron Howard	
4	The Butler	★★★★☆
	Regie: Lee Daniels	
5	Filth	★★★★☆
	Regie: Jon S. Baird	
6	Liberace	★★★★☆
	Regie: Steven Soderbergh	
7	The Fifth Estate	★★★☆☆
	Regie: Bill Condon	
8	About Time	★★★☆☆
	Regie: Richard Curtis	
9	Thor 2: The Dark Kingdom	★★☆☆☆
	Regie: Alan Taylor	
10	Achtung, fertig, WK!	★★☆☆☆
	Regie: Oliver Rihs	

### Kinozuschauer

1 (1)	Achtung, fertig, WK!	46973
	Regie: Oliver Rihs	
2 (-)	Thor 2: The Dark Kingdom	34611
	Regie: Alan Taylor	
3 (2)	Jackass: Bad Granpa	9640
	Regie: Jeff Tremaine	
4 (6)	Turbo (3-D)	6508
	Regie: David Soren	
5 (3)	Runner, Runner	7023
	Regie: Brad Furman	
6 (7)	Cloudy with a Chance of Meatballs 2	6397
	Regie: Cody Cameron	
7 (5)	Prisoners	6243
	Regie: Denis Villeneuve	
8 (4)	Rush	5318
	Regie: Ron Howard	
9 (8)	Gravity	5188
	Regie: Alfonso Cuarón	
10 (9)	Am Hang	4874
	Regie: Markus Imboden	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Man of Steel (Warner)
2 (-)	Monsters University (Disney)
3 (1)	Hangover 3 (Warner)
4 (2)	Fast & Furious 6 (Universal)
5 (3)	After Earth (Sony)
6 (-)	The Place Beyond the Pines (Ascot Elite)
7 (4)	Iron Man 3 (Impuls)
8 (5)	Die Croods (Fox)
9 (-)	The Colony – Hell Freezes Over (Impuls)
10 (6)	Snitch (Universal)

Quelle: Media Control



Eisglatte Geschmeidigkeit: Frank Underwood (Kevin Spacey), Gattin Claire (Robin Wright).

### Serien

## Im Säurebad Washington

Das Schweizer Fernsehen SRF zeigt die brillante Polit-Serie «House of Cards». Das Intrigen-Drama entpuppt sich als ziemlich aktuell. Von Wolfram Knorr

Für seine Partei schmiss er einen fulminanten Wahlkampf, dem Freund verhalf er ins Präsidentenamt – und ein anderer wird dank ihm Aussenminister! Francis «Frank» Underwood (Kevin Spacey), dem der Posten versprochen war, vernimmt die Hiobsbotschaft im Büro der Stabschefin und ist fassungslos. Er wurde ausgetrickst – ausgerechnet er! «Wo bleibt die Wut», fragt seine treue Gattin Claire (Robin Wright). Über Franks grimmes Gesicht huscht ein federleichtes Lächeln; Wut schwächt, schürt Emotionen, die der Polit-Profi mit der Willenskraft von Spartakus und der Durchtriebenheit von Machiavelli längst zu etwas Giftigerem als Gift verkocht hat. Von nun an werde er sich der Intrige widmen und das Kartenhaus zum Einsturz bringen.

«House of Cards» heisst die ätzende, bösartig-brillante US-Polit-Serie, die – eine Novität – nur fürs Internet gemacht worden war. Der Streaming-Dienst Netflix entschloss sich, eigene Serien zu produzieren und Kabelsendern wie HBO Konkurrenz zu machen. Für zwei Staffeln soll das Internetunternehmen hundert Millionen Dollar zur Verfügung gestellt haben. Und um gleich den Niveau-Tarif bekanntzugeben, griff es sich für eine US-Version den preisgekrönten BBC-Klassiker «House of Cards» (1990) mit Ian Richardson als hohntrieffendem Drahtzieher. Die Mini-Serie ging auf

den gleichnamigen Polit-Roman von Michael Dobbs zurück, der mit den Folgeromanen «To Play the King» (1992) und «The Final Cut» (1994) die veritable Trilogie einer hinreissenden Polit-Satire schuf, in Anlehnung an Shakespeares «Macbeth». Als ehemaligem Stabschef unter Margaret Thatcher und stellvertretendem Parteivorsitzenden unter John Major war Dobbs (65) das Milieu bestens vertraut. Er galt selbst als virtuoser Strippenzieher.

### Underwoods Rachefeldzug

Zwar fehlt in der US-Version dem scheissfreundlichen Polit-Schuft die selbstironische Bonhomie, dafür rekelte er sich genüsslich mit glashartem Unanfechtbarkeitsound in einem Satire-Säurebad und bleibt mit seiner Frau «Macbeth» sehr nahe. Claire steht ihm an Niedertracht und Ruchlosigkeit in nichts nach. Autor Beau Willimon, der für Hillary Clinton und andere arbeitete, kennt sich gleichfalls bestens im Polit-Geschäft aus. David Fincher («Social Network») wurde als Regisseur und Gestalter ins Boot geholt. Die zweite Staffel soll im Frühjahr nächsten Jahres ausgestrahlt werden.

Underwoods Rachefeldzug beginnt mit der erfolgreichen Zerlegung des designierten Aussenministers. Mit der Kraft eines verbal gerissenen Dampfpflugs fräst er sich mit diabolischer Mimikry durch Washingtons Brut von

Politikern, Lobbyisten und Journalisten und demontiert oder manipuliert sie. Nie gibt er das Dirigat aus der Hand, höchstens mal an seine Frau ab. Claire leitet eine exklusive Umwelt-Organisation mit schneidiger Herzlosigkeit. Die Gefühlswelt des Paares hat die Tiefe eines Gezeitentümpels, in dem es sich in den Nächten bei einer Zigarette austauscht. «Eil hierher, / Auf dass ich meinen Mut ins Ohr dir giesse», hält sie mit Shakespeare den ruhelosen Ehrgeiz ihres Mannes in Gang; in «House of Cards» hat sie ihn mit der eisglatten Geschmeidigkeit einer eleganten Viper im Griff.

«House of Cards» setzt höchst kunstvoll das shakespearesche Beiseitesprechen ein und macht den Zuschauer zum Mitverschwörer. Wenn Frank, direkt in die Kamera sprechend, seinen puren Zynismus rechtfertigt, ist er in seinem Riffhai-Bekenntnis, das Haifischbecken Washington dominieren zu wollen, absolut aufrichtig. Ehrlicher als alle anderen? Das Schweizer Fernsehen zeigt die Serie jeweils Montags, leider erst um 23.45 Uhr. Wem das zu spät ist, der kann die erste Staffel mit deutschen Untertiteln als England-Import beziehen. ★★★★★

## Weitere Serien

**Boss** — Noch mal Shakespeare, diesmal an «King Lear» angelehnt. Tom Kane, an Lewy-Körper-Demenz erkrankt, will um keinen Preis



Ein Ereignis: «Boss» mit Kelsey Grammer.

## Fragen Sie Knorr

Seit der britische Schauspieler Benedict Cumberbatch in «Wikileaks» in der Rolle des Julian Assange zu sehen ist, wird er durch alle Blätter gereicht und als kommander Star gefeiert. Als Assange fällt er doch nur mit seiner weissen Perücke auf. Ausserdem hat er einen Namen, den man kaum behalten kann. J. A., Schaffhausen



Dafür hat er wirklich Star-Potenzial. Selbst als Assange ist seine Präsenz wichtig. Daran gemessen, sind viele seiner Generation, die von Hollywood

sein Amt als Bürgermeister von Chicago aufgeben, verheimlicht seine Krankheit und haut jeden in die Pfanne, der ihm zu nahe kommt. Kelsey Grammer als Tom Kane ist ein Ereignis, bestehend aus hundert Kilo Machtbesessenheit und verbalem Wuchtkugelstossen. (1. Staffel, Deutsch/Englisch mit UT und Bonus. Die 2. Staffel folgt Mitte November.) ★★★★★

**Lonesome Dove** — Neu ist die Mini-Serie nicht, nun ist sie aber endlich auf DVD erhältlich. Als «Lonesome Dove», nach dem Roman von Larry McMurtry (mit dem Pulit-



Preisgekrönt: «Lonesome Dove» von 1989.

zerpreis ausgezeichnet), 1989 ausgestrahlt wurde, belebte die Serie über einen Viehtrieb von Texas nach Montana, das Westerngenre. Sie räumte einen Haufen Preise ab. Auf jeden Fall sind die alten Hollywood-Haudeggen Robert Duvall und Tommy Lee Jones sensationell. Im Bonus findet sich ein wunderbares Interview mit Larry McMurtry. (Englisch/Deutsch mit UT) ★★★★★

**The Paradise** — Eine Adaption von Emile Zolas Roman «Au bonheur des dames», dessen Handlung ins viktorianische England verlegt wurde. Es geht um das Personal eines frühen Kaufhauses. Ein Kostümrausch und wie «Downton Abbey» eine bewährte BBC-Produktion. Für Nostalgiker ein Fest. (1. Staffel, Englisch/Deutsch mit UT) ★★★★★

gehypt werden, nur mehr Knallerbsen. Er ist unverwechselbar, unvergleichbar, und man vergisst ihn nicht. Er erreicht fast immer den Siedepunkt der Charismatik, was sonst nur Typen wie Burt Lancaster, Kirk Douglas, Robert Mitchum und Co beherrschten. Diese Fähigkeit bewies er, welch Ironie, zuerst im TV, in der Mini-Serie «Parade's End» als aristokratischer Hagestolz, in dessen Innerem es nur eiserne Haltung gibt, die jede Emotion gefrieren lässt.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Schneider-Ammann gegen sich selbst

Von Florian Schwab

Nein, als Grossmeister des Wortgefechts ist Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) nicht bekannt. Trotzdem waren sein Generalsekretär Ruedi Christen und das Schweizer Fernsehen (SRF) der Meinung, der Volkswirtschaftsminister sollte am Freitag in die SRF-«Arena», um zusammen mit Unternehmer und alt Nationalrat Peter Spuhler (SVP) die «1:12»-Matadoren Cédric Wermuth und Jacqueline Fehr (beide SP) zu bodigen. Dabei hätte mit entsprechender Einwirkung auf den Magistraten sicher ein passables Unentschieden herausgeschaut, zumal die Befürworter eine eher dünne Neid-Suppe aufstichteten.

Stattdessen kamen selbst wohlmeinende Zuschauer nicht aus dem Rätseln heraus, gegen wen Schneider-Ammann nun eigentlich kämpfte. Mit stolzgeschwellter Brust präsentierte er sich als Entdecker der von Wermuth & Co. beklagten Missstände: Mehrmals rief er in Erinnerung, er habe bereits vor zehn Jahren öffentlich gesagt, die Spitzensaläre seien «nicht akzeptabel» und «nicht hinnehmbar».

Auf die Frage, was er denn unternehme, um die offenbar unhaltbaren Zustände zu beheben, wusste Schneider-Ammann nichts zu entgegnen. Stattdessen haute er beständig in dieselbe Kerbe, das Erfolgsmodell Schweiz bestehe darin, dass «die Sozialpartner» die Löhne festlegten. Abgesehen davon, dass die Gewerkschaften beim Lohn der CEOs aus gutem Grund nichts zu sagen haben, war es der Aufmerksamkeit des Volkswirtschaftsministers entgangen, dass Unia & Co. als die eine Hälfte der Sozialpartner den «1:12»-Radau nämlich finanzieren.

Wenn man, wie offenbar die Gegner der Initiative, zum Schluss gekommen ist, dass mit dem Hauptargument («Den Lohn zahlt der Arbeitgeber – und fertig!») beim Volk kein Blumentopf zu gewinnen ist, dann sollte man sich stattdessen wenigstens etwas einfallen lassen. Die Linken hatten immerhin Drohungen mitgebracht: Wenn die Initiative abgelehnt werde, dann würden sie in fünf Jahren nur umso brutaler zuschlagen.

**Arena.** Letzten Freitag um 22.25 Uhr auf SF1.

# Schürze inklusive

Kitchen-Party im «Baur au Lac»; Jazz im «Dolder»-Untergeschoss; Ladys in Sandaletten. *Von Hildegard Schwaninger*



Erfolg mit Currysuppe: Hoteldirektor Wilhelm Luxem (Mitte).

Das Jahresendrally findet nicht nur an den Börsen statt, auch das Ausgehen hat im November Hochkonjunktur. Die «Kronenhalle», unschlagbar als Zürichs In-Place, ist jeden Abend gerammelt voll, und in den Luxus-hotels spürt man bereits diese unvergleichliche Jahresendatmosphäre, wo jeder etwas grosszügiger ist als sonst, als wolle er alles heraus-holen, was noch herauszuholen ist aus dem Rest des Jahres. Die Partystimmung ist sehr gut – allen Unkenrufen vom Novemberblues zum Trotz. Lange bevor die Christbäume in den Hotelhallen aufgestellt sind, geht das vorweihnachtliche Halligalli schon richtig los.

Im «Baur au Lac» war Hochbetrieb bei der mittlerweile traditionellen Kitchen-Party. Mit 160 Franken Eintritt ist jeder dabei, es gibt Champagner, Weine und Essen. Die Schürze, die jeder Gast ausgehändigt bekommt und sich umbindet, ist im Preis inbegriffen. Bisher standen an der Kitchen-Party Köche befreundeter Hotels am Herd. Diesmal versuchten sich die Chefs höchstselbst. Ein ungewohnter Anblick, wie die Herren, die man sonst im feinen Nadelstreifen kennt, in Küchenluft am Herd standen und schwitzen.

Andrea Kracht, Besitzer des «Baur au Lac» und als Präsident von «The Leading Hotels of the World» auch international eine anerkannte Grösse im Gewerbe, bewies, dass er das Handwerk von der Pike auf gelernt hat. Der

Heilbutt auf thailändische Art, den er bereite-te, war perfekt. Wilhelm Luxem, der Hoteldirektor, tat sich mit einer Currysuppe hervor, und Wolf Wagschal, Mitorganisator des Events, reichte Rösti mit Pilzen. Küchenchef Maurice Marro punktete mit Foie gras und Ravioli. Ex-Hoteldirektor Michel Rey tat derweil wichtig am Handy. Moskau war am Apparat. Rey ist neuerdings Chairman of the Board of Directors im Hotel «Metropol» in Moskau. Erfreuliche News: Dominique Godat, bis vor kurzem Direktor des «Kulm Hotel» in St. Mo-



Ungewohnter Anblick: Wagschal, Kracht (v.l.).

ritz, steht jetzt dem «Metropol» vor, das wohl berühmteste Hotels (eine Jugendstil-Ikone) der russischen Hauptstadt, gleich gegenüber dem Bolschoi-Theater. Auch Gigi Kracht hat eine

prestigeträchtige Position errungen. Die Frau von Andrea Kracht, die im Hotel regelmässig Kunstausstellungen veranstaltet, wurde Mitglied im Board des Guggenheim-Museums in New York.

Man muss nicht Nostalgiker sein und dem Malten «Grand Hotel Dolder» nachtrauern, um festzustellen, dass die Hotelbar im «Dolder Grand» am falschen Ort liegt. Nicht ein meeting point gleich beim Hoteleingang ist sie, sondern eine Gruft im Untergeschoss. Die Bar – Bausünde des Architekten – ist oft gespenstisch leer. Hochbetrieb aber herrscht, wenn Jazzpianist Robi Weber mit seiner Band auftritt. Letzte Woche konnte man das 5-Jahre-Jubiläum dieser Gastauftritte feiern und das 10-jährige Bestehen des von Weber initiierten Jazz Yes Clubs.

Es war ein guter Event in der Halle des «Dolder Grand». Hoteldirektor Mark Jacob begrüsst die Gäste, und auch Thomas Schmid, sein Vorgänger, der heute für das «Waldhaus Dolder» und dessen Neubau zuständig ist, war da. Das Robi Weber Quartet spielte, Stargast war Virtuose Adam Taubitz mit seiner Violine. Unter den treuen Jazzklub-Mitgliedern: Reise-unternehmer Hans Hunziker (mit seiner Frau Monique), der regelmässig Jazz-Kreuzfahrten veranstaltet (die nächste führt im Juni in die Süd-türkei), Jazz- und Velo-Fan Andy Rihs mit Partnerin Gertie Lorenz, Ex-UBS-Präsident



Virtuoser Stargast: Adam Taubitz.

Peter Kurer, Pathologe Arthur von Hochstetter mit Ehefrau Malihé, Dermatologe Wolfgang Thürlimann. Für Robi Weber war es eine family affair: Seine Frau Monica sass an der Kasse, Sohn und Tochter im Publikum.

Das jemand privilegiert lebt, sieht man oft an Kleinigkeiten. So die Ladys, die auch im Winter ihre nackten Füsse in Sandaletten stecken. Sie bewegen sich von Tiefgarage zu Tiefgarage. Das kann man jetzt auch im Opernhaus Zürich. In neugebauten Kassebereich liegt, gleich neben dem Bistro, der Lift ins Opernhaus-Parking.

## Im Internet

www.schwanagerpost.com

# Immer diese Liebe

Im ersten Teil sprachen die Zen-Meister Pia Gyger, 73, und Niklaus Brantschen, 76, über die zölibatäre Partnerschaft. Im zweiten Teil über die ungebrochene Faszination füreinander. *Teil 2*



«Viele Gedanken»: Gyger und Brantschen.

**Pia:** An Niklaus haben mich der Mann und der Priester fasziniert. Er war schon damals ein spezieller Priester, einer, der aus dem Herzen predigt. Ich hätte mich nie auf einen Mann einlassen können, wenn er nicht eine tiefe Christus-Beziehung gehabt hätte, und das ausschlaggebende Kriterium für meine Partnerschaft mit Niklaus war von Anfang an die Frage, ob unsere Liebe uns entschiedener zur eigenen Berufung führt und zu einer immer tieferen Beziehung zueinander.

**Niklaus:** Von zentraler Bedeutung war der intensive psychisch-geistige Austausch. Die so entstandene tiefe Herzensbindung und seelische Intimität sind für uns bis heute besonders wichtig, da unsere Körper auf die Möglichkeit, sich auszutauschen, verzichtet haben. Für Menschen, die diese Erfahrung nicht gemacht haben, ist es sicher schwer zu verstehen: Es gibt einen Segen in diesem Verzicht. Wir wurden reich beschenkt, es wurde uns so viel ermöglicht. Unsere Projekte, die wir in die Welt brachten, sind Zeugnisse davon. Ebenso die vielen Menschen, die uns weltweit verbunden sind. All das hätten wir wohl nicht tun können, wenn wir selbst eine Familie gegründet hätten.

**Pia:** Zuerst und auch zuletzt geht es in jedem Leben um die Liebe. Und zwar um jene Liebe,

die nicht einengt, nicht kleinlich ist, sich nicht egozentrisch abschliesst. Eine Liebe, die uns hilft, immer wieder neu zu beginnen, Treue zu erfahren und zu leben. Eine Liebe, welche die eigenen Schwächen zu überwinden versteht und den anderen nicht nur seiner Stärken wegen, sondern um seiner Schwächen willen noch mehr zu lieben vermag.

**Niklaus:** Liebe heisst auch, der aktuellen Situation Rechnung zu tragen und Abschied zu nehmen von Vorstellungen und Vergangenen. Pia spricht in letzter Zeit viel vom Sterben. Unsere Beziehung bekommt im Alter eine neue Verantwortung.

**Pia:** Man muss die Minderungen im Alter annehmen, aber die Liebe kann noch stärker werden, gerade im Bewusstsein der begrenzten Zeit. Am Ende zählt, wie viel man geliebt hat.

**Niklaus:** In den vierzig Jahren unserer Beziehung haben wir uns viele Gedanken zum Thema Liebe gemacht. Dabei ging es immer seltener nur um uns beide, sondern mehr und mehr um die Liebe zur Welt, zur Natur, zu anderen Menschen. Liebe ist ein grosses Wort. Und doch haben wir diesem Wort durch unsere Beziehung Inhalt gegeben und dabei erfahren, dass Liebe alles andere als abstrakt ist. Sie ist konkret, sehr konkret: Liebe zeigt sich im Gewöhnlichen, im Alltäglichen, nicht irgendwo und irgendwann, sondern hier und jetzt.

**Pia:** Immer geht es um die Liebe und die Frage, wie können wir sie konkret im Alltag stärken? In allen spirituellen Traditionen gibt es hierfür einen Weg: die innere Einkehr. Ein gemeinsamer spiritueller Weg ist für jede Partnerschaft eine grosse Bereicherung, denn er trägt dazu bei, dass der Sinn des eigenen Lebens nicht mehr – wie im romantischen Liebeskonzept – im anderen gesucht wird. Denn beide Partner gehen zusammen einen Weg, indem sie einander nicht mehr ein und alles sein müssen, sondern der Welt dienen wollen.

**Niklaus Brantschen, Pia Gyger:** Es geht um die Liebe. Aus dem Leben eines zölibatären Paares. Kösel. 159 S., Fr. 29.90  
Lesung: 1. Dezember 2013, 17 Uhr,  
Katharina-Werk, Holestrasse 123, Basel (freier Eintritt)  
[www.lassalle-haus.org](http://www.lassalle-haus.org)

Protokoll: Franziska K. Müller

# Ruth Genner

Von *Andreas Thiel* —  
Sie geht. Was bleibt, ist  
der Stau.

**Andreas:** Sag mal, Ruth, Zürich steht vor dem totalen Verkehrskollaps. Ist das der Grund, warum du gehst?

**Ruth:** Nein, ich ...

**Andreas:** Schade, ich hätte dir mehr Respekt gezollt, wenn du gesagt hättest:

«Ja, ich hatte mich geirrt. Ich hatte gedacht gehabt, wenn man Parkplätze und Spuren abbaut, gibt es nachher weniger Autos. Aber dem war nicht so. Im Gegenteil, wegen des Bevölkerungswachstums nahm die Anzahl der Fahrzeuge zu. In der Folge entwickelte sich wegen des Parkplatzmangels ein unsäglicher Parkplatz-Suchverkehr. Zusammen mit den abgebauten Spuren und dem Einbahnstrassenlabyrinth verursacht er Staus, die täglich die ganze Stadt lahmlegen. Deshalb ziehe ich mich aus der Verkehrsplanung zurück und überlasse es meinem Nachfolger, diese Massnahmen wieder rückgängig zu machen und das Chaos, das ich hinterlasse, aufzuräumen. Ich bitte um Verzeihung und werde, auch wenn ich nicht für den gesamten Schaden finanziell geradestehen kann, meine Bezüge als Chefbeamtin der Stadt Zürich zurückerstatte, soweit davon noch etwas übrig ...»

**Ruth:** Wie bitte? Was faselst du da?

**Andreas:** Naja, ich dachte, die Aufgabe des Tiefbaudepartements sei es, dafür zu sorgen, dass der Verkehr fliesst, indem es die entsprechende Infrastruktur bereitstellt und unterhält. Aber du hast das ganze Geld für Verkehrshindernisse ausgegeben. Und jetzt wunderst du dich darüber, dass der Verkehr nicht verschwunden ist, sondern einfach nur stillsteht. Da wäre es doch eine nette Geste, wenn du wenigstens einsehen würdest, dass es dir nicht gelungen ist, den Verkehr abzuschaffen, weil wir uns im 21. Jahrhundert befinden, wo es nun mal Autos gibt, und wenn du diese Erkenntnis deinem Nachfolger mit auf den Weg geben würdest, nur für den Fall, dass der auch so verbohrt ist wie du.

**Ruth:** Also hör mal ...

**Andreas:** Ihr Grünen seid ja die Autopartei der Roten.

**Ruth:** Was?

**Andreas:** Ach nichts. Ich wünsche dir für die Zukunft mehr Erfolg bei deinen persönlichen Anliegen.



## Im Schneesturm

Von Peter Rüedi



W eine sind konservierte Zeit. Es braucht nicht gleich die verwirrende Erfahrung zu sein, die mir Paolo Cattaneo vom Hause Badaracco vor gut zehn Jahren bescherte, als er einen Malaga aus dem Jahr 1780 öffnete, dem Todesjahr von Maria Theresia und Canaletto. Noch regierte Friedrich II., arbeitete Rousseau an seinen «Confessions» und Kant an der «Kritik der reinen Vernunft». Da kann man sich schon einmal verschlucken vor Ehrfurcht.

Damit ist das hier natürlich nicht zu vergleichen. Erstens geht's nicht um einen Wein, sondern nur um dessen Etikette, und zweitens ist die Erinnerung an meine Jugend nicht ein Blick in den Abgrund der Geschichte – und der erste Schluck Veltliner, der durch meine Kehle rann, vielleicht ein Schritt für mich, aber keiner für die Menschheit. Er stammte von Zanolari in Chur, die Etikette verhiess, als Gegenprogramm zum Schneesturm, der vor den Fenstern der Skihütte tobte, «Flüssige Sonne», an Sport dachten wir Löffel von der Kantonschule ohnehin zuletzt: Wir wollten uns erwachsen fühlen. Es war ein Tropfen, zu dem notwendig das böse Erwachen gehörte. Nicht so sehr das am Morgen danach. Aber wehe, man überprüfte im Unterland, was einem 2000 m ü. M. als Verheissung erschien!

Jetzt reaktiviert Zanolari den alten Slogan mit dazugehörigem Emblem des von einem Bacchus berittenen Steinbocks. Das ist nur eine Marketingidee (zum Glück, wenn mich die Erinnerung an jene schrecklichen Skilager nicht trügt). Ein Zeichen, das Tradition signalisiert. Doch der Wein in den alten Flaschen ist neu. Und sauber. Und mit Vergnügen trinkbar. Und zwar auch die einfache Qualität. Kein Spitzen-Nebbiolo, versteht sich, aber ein ehrlicher Alltagswein, den man sich nicht notwendig mit dem «Schneewalzer» schönpfeifen muss. Es gibt ihn in unterschiedlichen Flaschengrössen zwischen 20 und 100 Zentilitern. Und auch als dichte, strukturierte Riserva, eine Nobelversion mit Finesse, die nun allerdings Ansprüche erfüllt, für die der Alphüttenslogan eher weniger passt.

Zanolari: Veltliner Flüssige Sonne 2009.  
12,5%, Fr. 11.50.  
Veltliner Flüssige Sonne Riserva 2009.  
14,5%, Fr. 27.50. www.zanolari.ch

14. November:  
Marant & H & M

Von Jürg Zbinden



Die Kooperationen von Hennes & Mauritz mit namhaften Designern sind jedes Mal ein Spektakel sondergleichen. Ausgehungerte Kundinnen stehen vor den Flagship-Stores in aller Welt Schlange, um die Verkaufsflächen sofort nach Türöffnung zu stürmen. Es herrschen Verhältnisse wie weiland am Wühltisch im Ausverkauf. Karl Lagerfeld hat's 2004 vorgemacht, ihm folgten Stella McCartney, Viktor & Rolf, Roberto Cavalli, Comme des Garçons, Matthew Williamson, Jimmy Choo, Sonia Rykiel, Lanvin, Versace, Marni und Martin Margiela.

2013 begrüsst der schwedische Textilgigant die Französin Isabel Marant. Unmittelbar nach Bekanntmachung der jüngsten Gastkollektion setzte bei den Konsumentinnen die berühmte Schnappatmung ein, die bis zum 14. November anhalten dürfte. Was der Launch des neuesten i-Phone-Modells bei den Männern bewirkt, ist bei den Ladys nämlich der neuste Coup von H & M: Isabel Marant kennen vor allem Fashionistas, also ausgewiesene Modekennerinnen und freimütige Fashion-Victims. Und davon gibt es immer mehr. Ganz im Gegensatz zu den limitierten Stückzahlen der Gastkollektionen. Das Steigern der Begehrlichkeit durch eine Verknappung des Angebots ist die Strategie von H & M, die noch in jedem Jahr prächtig auf-

gegangen ist. Isabel Marant lässt sich wie folgt zitieren: «Ich fühle mich von dieser Kooperation geschmeichelt: H & M arbeitet mit den besten Designern zusammen, und diese Einladung ist eine grosse Ehre. Ich bin immer bestrebt, etwas Echtes zu schaffen, das Frauen gern im Alltag tragen, mit einer gewissen Unbekümmertheit, die für mich typisch Paris ist: Man macht sich chic, verwendet jedoch nicht übertrieben viel Aufmerksamkeit darauf, und das Ergebnis ist doch sexy.

Die Kollektion ist durchdrungen von dieser Leichtigkeit und Attitüde. Alles kann nach Belieben und Intuition miteinander kombiniert werden: Dies entspricht meiner Auffassung von Mode, in der es vor allem um Persönlichkeit geht.» Begehrlichkeitssteigerung durch Verknappung: Dieser Strategie schliessen wir uns an und zeigen drei Teile für Damen (es gibt auch eine Herrenkollektion), die *outstanding* chic sind.

1 — Eleganter Blazer aus Wolle mit Smoking-Schalckragen aus Satin für Fr. 179.–.

2 — Seidenfoulard mit Fransen für Fr. 69.90.

3 — Lederstiefeletten mit Wildlederfransen für Fr. 299.–.





Auto

## Probier's mal mit Gemütlichkeit

Manche Fahrzeuge eignen sich besonders für entspannte Stunden am Steuer: zum Beispiel die E-Klasse von Mercedes. *Von David Schnapp*

Gegen starke Motoren ist nichts einzuwenden, wirklich nicht. Mit ordentlich Dampf aus einer Kurve zu schiessen, die Autobahnauffahrt im Stile einer Gewehrkegel hinter sich zu bringen – das sind schöne Momente im Leben. Aber manchmal geben die Testwagen das einfach nicht her. Da war zum Beispiel die neue beziehungsweise überarbeitete E-Klasse von Mercedes-Benz, ein Klassiker, eine Ikone unter den Dienstwagen und Taxis. Die E-Klasse wurde mir zur Verfügung gestellt unter der Typenbezeichnung E250 CDI 4Matic. Ich hatte es also mit einem Dieselaggregat mit vier Zylindern, etwas mehr als zwei Litern Hubraum und einer Leistung von 500 Nm sowie 204 PS zu tun, woraus im Test ein Durchschnittsverbrauch von 7,1 Litern resultierte.

In Verbindung mit dem Allradantrieb 4Matic ist das eine gute, aber keine herausragende Motorisierung, die Limousine schien mit einer gewissen Trägheit gesegnet, über die ich mich anfänglich noch ärgerte, die mir aber, je länger ich mit dem Wagen unterwegs war, immer besser gefiel. Die Gemächlichkeit, die mir das Auto praktisch aufzwang, war durch-

aus ein Gewinn an Lebensqualität. Ich ordnete mich auf der Autobahn rechts ein, stellte den Tempomaten auf 120 km/h – oder vielleicht 125 km/h – und liess es gut sein. Man muss ja nicht immer auf der Überholspur unterwegs sein. Ich hörte vor meinem inneren Ohr den Bären Balu aus Disneys «Dschungelbuch», das ich eine Zeitlang unfreiwillig oft zu Hause mithören musste. In der deutschen Synchronfassung des Zeichentrickklassikers singt er: «Probier's mal mit Gemütlichkeit / mit Ruhe und Gemütlichkeit / jagst du den Alltag und die Sorgen weg.»

### Aura eines guten Freundes

Wie Balu hatte die E-Klasse eigentlich immer schon die Aura eines guten Freundes, der einen nicht im Stich lässt. Das Auto ist gut verarbeitet, aussen ist es in der Neuauflage etwas runder geworden, innen dominiert Nüchternheit. Assistenzsysteme achten darauf, dass man in der Spur bleibt und nichts übersieht, was sich einem im toten Winkel nähert. Im Falle eines Falles ist auch für einen Nothalt gesorgt, wenn eine Kollision drohen sollte. Optisch mochten allein die fast aggressiv dreinblickende Front und die sportlichen 19-Zoll-AMG-Felgen (optional Fr. 1275.–) nicht so recht zur Gemütlichkeit passen, die der Mercedes ausstrahlt und die man schätzen lernt. Schliesslich gilt: «Denn mit Gemütlichkeit kommt auch das Glück zu dir.»

#### Mercedes-Benz E250 CDI 4Matic

Leistung: 204 PS, Hubraum: 2143 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 238 km/h  
Preis: Fr. 67 700.–; Testwagen: 94 590.–



**17.90**

**Cabernet Sauvignon  
North Coast R. Mondavi  
Private Selection, 75 cl**

Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter [www.coopathome.ch](http://www.coopathome.ch)

## Für grosses Kino in der Küche.

Die vereinten Aromen von schwarzen Beeren und Cassis prägen raffiniert das Gesamtbild dieses rubinroten Kaliforniers. Der Cabernet Sauvignon North Coast R. Mondavi wartet ebenso mit zarten Rauch- und Kirschnoten auf, die bald ihren ausgewogenen Körper aus feiner Würzigkeit und reifen Tanninen entfalten. Ein Rotwein, der Pasta, kräftige Fleischgerichte, Grilladen und Käse zu grossem Kino macht.

**Für jeden Anlass den passenden Wein.**



Für mich und dich.



«Ein bisschen ein Narzisst»: Joffe; Model, Schauspielerin u. a.

MvH trifft

## Jessica Joffe

Von Mark van Huisseling — Ein Model/eine Schauspielerin/Autorin sollte Bescheid wissen über Arbeit und Narzissmus.

**D**u bist eigentlich auch Journalist, nicht wahr?» – «Ich habe als Journalistin angefangen, ich finde es etwas übertrieben zu sagen, dass ich eigentlich Journalistin bin. Mein erster Job war beim *New York Observer*; ich wollte Kritiker sein, über Bücher und Filme schreiben, ich hab mich gerne und viel über alles mögliche äussern wollen und fand auch, dass man mir zuhören sollte...» – «Das finden wir doch alle.» – «Ha, ha, ich weiss nicht, ob ich das auf extremere Weise habe als andere... Auf jeden Fall fand ich das berechtigt, dass ich mit 21 Filmkritiker sein sollte, bei einer anständigen Zeitung. Das ist aber natürlich nicht der Job, den man einem 21-jährigen Mädchel vermacht, deshalb habe ich als Reporterin angefangen. Nach ein paar Jahren habe ich dann auch aufgehört, um frei zu schreiben. Man muss ja irgendwie versuchen, in New York über die Runden zu kommen.» – «Wenn du Interviews gemacht hast, was war deine Einstiegsfrage?» – «Immer anders. Uns hat man gesagt, dass wir so-

fort gleich so skurril wie möglich einsteigen sollen; ich fand's grauenhaft.»

Jessica Joffe «trat in die Fussstapfen ihres intellektuellen Vaters» (*Glamour*), des *Zeit*-Herausgebers Josef Joffe. Sie wuchs auf in München, ging auf die Bedales School in Hampshire (England) und studierte in Stanford (Amerika; vergleichende Literaturwissenschaft), seit mehreren Jahren lebt sie in New York (im Augenblick in Brooklyn; das Gespräch fand statt im «Lafayette», einem «Grand Café» in Manhattan). Zu Anfang ihrer Zeit in New York fiel sie auf – als Model (für Banana Republic, J. Crew oder Uniqlo), «Girl of the Moment» (amerikanische *Vogue*) sowie Freundin von Ryan Adams, einem Rockmusiker. In den vergangenen Jahren hatte sie kleinere Rollen in, unter anderem, «Machine Gun Preacher», einem Film von Marc Forster, oder «Celeste & Jesse Forever».

«Über dich wurde viel geschrieben, vor ein paar Jahren [Aufregung in Amerika: eine

Deutsche ist das Mädchen der Stunde»; *Süddeutsche Zeitung*/Jetzt.de, 2006], zurzeit erscheint wenig; vermisst du es?» – «Nein, überhaupt gar nicht. Ich meine, einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul; wir wollen ja alle wahrgenommen werden. Aber ich vermisse es nicht, wieso sollte ich?» – «Also, ich mache seit fast sieben Jahren solche Interviews und stelle fest: Es gibt viele Leute, vor allem Celebrities, die meinen, jeder Gedanke von ihnen sei interessant für die Welt.» – «Ich bin ja auch ein bisschen Narzisst, du wahrscheinlich auch. Es war immer mein Gefühl bei Journalisten, dass sie am wenigsten Macht mit grösstem Narzissmus verbinden. Jedenfalls die, die nicht Intellektuelle waren, weniger die Kritiker, mehr die Kommentarschreiber.» – «Du wärst vom Hintergrund her eher jemand für E-Kultur als U-Kultur...» – «Was ist E- und U-Kultur?» – «Ernsthafte Kultur und Unterhaltungskultur.» – «Wahnsinnig deutsch, diese Unterscheidung.» – «Weshalb bist du in der Unterhaltung gelandet?» – «Ich schreibe auch für *Bookforum*, Bücherkritiken; das ist fast das Ernsthafteste, was es gibt. Ich mach das, weil ich es gerne mache. Es ist wie ins Gym gehen.»

«Bei Männern geht jeder, mit 40 spätestens, in die sogenannte Relevanzfalle.» – «Was ist die Relevanzfalle?» – «Wenn man nur noch über relevante Themen publizieren will.» – «Was ist denn ein relevantes Thema?» – «Aussenpolitik, Internet, Fussball-WM... Wie ist es bei Frauen?» – «Ich weiss nicht. Ich habe, ehrlich gesagt, mir als jüngere Frau mehr Gedanken gemacht, mehr Hysterie und Neurosen gehabt. Jetzt mache ich alles, was mir gefällt. Ich habe gemerkt, mich interessieren verschiedene Sachen. Ich weiss, dass mich ernste Themen interessieren und ich über ernsthafte Sachen nachdenken kann. Genauso wie Film und Mode. Ich würde gerne, bis ich aufhöre zu arbeiten, alles machen, solange ich meine Miete zahlen kann.» – «Ist es von Vorteil als berufstätige Frau, wenn man gut aussieht, abgesehen vom Modeln?» – «Ähm, ich habe wenige Jobs gehabt, ich habe noch nie bei der Allianz gearbeitet oder in einem Bergwerk, deswegen kann ich mich nicht so richtig äussern. Ich habe es noch nie einer schönen Frau übelgenommen, dass sie schön ist, aber manche Leute sind vielleicht so eingestellt.»

«Ich versuche, wohlmeinend oder zusammenfassend auszusteigen aus Interviews. Wie hast du's gemacht?» – «Ich tue mich sehr schwer damit, Sachen zu beenden.» – «Nein, ganz leicht, unten rechts ist die Seite fertig.» – «Ja, ja, ja.» – «Wann erscheint dein Buch?» [«Arbeitet an ihrem ersten Roman»; 20 *Minuten Friday*, Sep. 2012] «Hoffentlich bald, ich kann's nicht mehr vor mir herschieben.»

**Ihr liebstes Restaurant:** «So Angeberrestaurants: <Giorgio Baldi> [114 W Channel Road, Santa Monica, Telefon +1 310 573 16 60] und <Matsuhisa> [129 N La Cienega Boulevard, Beverly Hills, +1 310 659 96 39].»

# DER SCHLÜSSEL ZU EINEM AUFREGENDEN LEBEN.

DAS ABSOLUTE GEGENTEIL VON *GEWÖHNLICH*  
DER NEUE MASERATI GIBLI. AB CHF 73'550.- | [MASERATI.CH](http://MASERATI.CH)



DER NEUE MASERATI GIBLI WIRD ANGETRIEBEN VON FORTSCHRITTLICHEN 3.0 LITER V6 MOTOREN MIT BIS ZU 301 KW (410 PS) UND EINEM 8-GANG ZF AUTOMATIKGETRIEBE. EBENSOWIE EIN V6 TURBODIESEL MIT EINER LEISTUNG VON 202 KW (275 PS) SOWIE DAS INTELLIGENTE MASERATI Q4 ALLRADSYSTEM ERHÄLTlich | [GHIBLI.MASERATI.COM](http://GHIBLI.MASERATI.COM)



\* CO<sub>2</sub> ist das für die Erderwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas; die mittlere CO<sub>2</sub>-Emission aller (markenübergreifend) angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 153 g/km.